Schwartz


Sagen
der
Mark Brandenburg
von
W. Schwartz.

Sagen und alte Geschichten

der

Mark Brandenburg.

Aus dem Munde des Volkes gesammelt und wiedererzählt

von

Wilhelm Schwartz.

Dritte vermehrte Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung).
(1895)

Vorrede.

Wiese, Wasser, Sand,
Das ist Märker Land,
Und die grüne Heide,
Das ist seine Freude.

Die nachfolgenden „Sagen und alten Geschichten aus der Mark Brandenburg“ sind meist unmittelbar aus dem Munde des Volkes und zum Teil sogar auf einst jahrelang fortgesetzten Wanderungen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gesammelt worden.*) Darin beruht ihr eigentümlicher Charakter, der sie nicht nur zu einem märkischen Volks- und Heimatsbuch im wahrsten Sinne des Wortes macht, sondern auch in weiteren Kreisen Interesse für dasselbe, als für ein Spiegelbild märkischen Volkstums, wecken dürfte.

Von der Heidenzeit an, die Jahrhunderte hindurch bis auf die Neuzeit, klingt es an in diesen Geschichten. Uralte Bilder, die im Strom der Zeiten nicht untergegangen sind, sondern namentlich auf dem flachen Lande in der Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht sich erhalten haben, wechseln mit neuen. Riesen und Zwerge, Kobolde und Nixen, das ganze

*) s. W. Schwartz, „Erinnerungen aus meinen Wanderungen (behufs Sagensammelns) in den Jahren 1837—1849“ im Archiv der Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg. Berlin 1894. I. S. 143—157.

Geister- und Gespenstervolk, an das unsere heidnischen Vorfahren einst glaubten, treiben in ihnen noch zum Teil ihr Wesen und leben so noch in der Erinnerung fort. Aber neben den „wilden Jäger“, von dem man noch immer gelegentlich, besonders in waldreicher Gegend, erzählt, tritt hier General Sparr, aus des Großen Kurfürsten Zeit, oder der alte Schlippenbach als Jagdgenosse; neben den wandernden Müllergesellen Pumpfuß, den Erzzauberer, dort der Suckowsche Kammerherr oder Markgraf Johann von Küstrin, die alle, wie das Volk sagt, mehr konnten als Brot essen, d. h. mehr verstanden als andere gewöhnliche Menschenkinder. Aber nicht mit der alten brandenburgischen Zeit schneidet die an geschichtliche Personen sich anschließende Sage ab. Ins Sagenhafte spielt auch außer dem alten Fritz vor allem noch „der alte Zieten“ über, der, wie er in seinem Leben mit seinem praktischen Sinn immer den Nagel auf den Kopf traf, nie sein Gottvertrauen und seinen Humor verlor und stets das scheinbar Unmögliche möglich machte, auch in den von ihm umgehenden Volksgeschichten sich so bekundet und so vor allen zum Typus echt märkischen Wesens und zum Liebling des Volkes geworden ist.

Die Sage ist eben alt und bleibt doch ewig jung, denn mit jedem Geschlecht erneut sie sich und spinnt ihre Fäden weiter, Altes mit Neuem phantasievoll verbindend.

Daß sie auf dem flachen Lande reichlicher fließt als in den Städten, wo die Kultur ihren Sitz aufgeschlagen hat, und das gedruckte Wort alles immer mehr beherrscht, ist selbstverständlich. So ist in der vorliegenden Sammlung namentlich Berlin meist nur durch anekdotenartig sich an

allerhand alte Wahrzeichen knüpfende Erinnerungen vertreten. Sobald man aber weiter in dem Buche blättert und zu den Thoren Berlins hinauskommt, sproßt die sagenhafte Überlieferung lebendiger auf, hier an das Schildhorn und Schloß Grunewald, dort an die Müggelsberge in reicher Fülle sich knüpfend. In immer weiteren Kreisen schließt sich dann Landschaft an Landschaft mit immer neuen phantasievoll ausgestatteten Bildern, von alten Zeiten kündend.

Deshalb ist auch das Ganze nach jenen „landschaftlichen Gruppen" geordnet worden, damit, wie zu ihm einst auf Wanderungen innerhalb jener der Grund gelegt wurde, so auch dem Leser ein Wandern durch dieselben im Geist ermöglicht werde.

Daß dem Zweck entsprechend überall auch der volkstümliche Ton soviel als möglich festgehalten wurde, ist selbstverständlich. Der Verfasser wollte nur wiedererzählen, was und wie er es einst aus dem Munde des Volkes selbst gehört hat.

Wenn das Buch in erster Linie nur dem unmittelbaren geistigen Genuß dienen und heimatlichem Gefühl bei Jung und Alt entgegenkommen will, so enthält der Anhang einzelne Winke für diejenigen, welche weiter den Dingen nachgehen wollen.

Wie schließlich einzelne neue Sagen auch bei dieser Auflage wieder hinzugekommen sind, war es auch vielfach möglich, ältere Mitteilungen noch durch neue, inzwischen dem Herausgeber bekannt gewordene Züge zu ergänzen und voller zu gestalten.

Wo aus Chroniken oder anderen Berichten etwas auf-

genommen worden, ist dies wie in den früheren Auflagen durch Anführungszeichen angedeutet worden.

Die Hauptquellen der Sagen sind — abgesehen von späteren Ergänzungen — meist „Die Märkischen Sagen" vom J. 1843. und die „Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen u. s. w. aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz". Berlin 1848. s. auch die Vorrede zur I. Auflage der vorliegenden „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg" v. J. 1871.

Bei drei Nummern behufs einer Anmerkung findet im Text eine irrtümliche Angabe statt. S. 91. muß es heißen (Anm.) Nr. 31; S. 94 — desgl. Nr. 32; S. 107 — desgl. Nr. 33.

Berlin im Februar 1895.

W. Schwartz,
Geh. Regierungsrat und Gymnasialdirektor a. D.

Inhaltsverzeichnis.

Berlin und Umgegend.

Potsdam und das Land an der Havel.

Lehnin, Belzig, Treuenbrietzen.

Jüterbog-Luckenwalde.

Bernau-Freienwalde.

Die Uckermark.

Seite

Die Altmark.

Berlin und Umgegend.

---

1. Alte Berliner Wahrzeichen.

Früher wußte man in Berlin noch von alten Zeiten her viel Geschichten zu erzählen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten. Jetzt aber, wo Jahr ein Jahr aus so viele Tausende von außerhalb hereingezogen, da ist alles anders geworden, und die wenigsten wissen z. B. noch, was „die Rippe am Molkenmarkt“ zu bedeuten oder was es mit dem sogenannten „Jungfernkissen“ im Schloß für eine Bewandtnis gehabt haben sollte, oder warum an der Statue des Großen Kurfürsten, wie man behauptete, vorn ein Kind vor dem Kurfürsten auf dem Pferde sitzt und dergleichen mehr.

Die Rippe,

so heißt nämlich ein Haus in Alt-Berlin an der Ecke des Molkenmarktes und der Molkenstraße, an dem ein paar gewaltige Knochen angebracht sind. Diese hielt man für das Schulterblatt und die Rippe eines Riesen, und deshalb nannte man das Haus schlechtweg die Rippe. Der Riese soll aber, erzählt die Sage, von einem Erdenwurm, — so nannten die Riesen in ihrem Übermut die Menschen, — hier erschlagen und so groß gewesen sein, daß sein Leib nicht auf einem Kirchhofe Platz hatte, daher man ihn denn zerstückeln und auf allen Kirchhöfen Berlins habe begraben müssen; ein Paar seiner Knochen habe man aber an dem Hause als Wahrzeichen aufgehängt.[1])

Das Jungfernkissen

aber befand sich, wie es heißt, im Schlosse in dem kleinen Turm, welcher an der Spree liegt, den man wegen der grünen Farbe seines spitzen Kupferdaches von alters her „den grünen Hut" nennt. Da soll zu der alten Kurfürsten Zeiten das heimliche Gericht gewesen sein. Es war eine Jungfrau ganz von Eisen, deren Arme waren Schwerter, und am ganzen Leibe links und rechts waren auch solche angebracht. Der zum Tode Verurteilte mußte nun auf eine steinerne Platte dicht vor sie hintreten, dann schlossen sich durch ein Räderwerk die Arme sowie die Schwerter und umfingen den Unglücklichen und zerschnitten ihn. Der zerhackte Leichnam fiel aber durch eine Vorrichtung hinab in die Tiefe und gelangte so in die Spree. Von dem, der dorthin kam, sagte man, er müsse die Jungfer „küssen", und so nannte man das Ganze das „Jungferküssen" oder, wie der Berliner spricht, „das Jungfernkissen".[2])

Das Kind an der Statue des Großen Kurfürsten,

welches er angeblich vor sich auf dem Pferde haben soll, stammt aber der Sage nach daher.

Als der Große Kurfürst regierte, war ein gewaltiger Religionskrieg, in dem das Morden kein Ende hatte, so daß selbst oft die Kinder in der Wiege nicht geschont wurden. Nun kam der Große Kurfürst einmal, heißt es, durch ein brennendes, von seinen Bewohnern verlassenes Dorf und fand in einem Hause ein Kind in einer Wiege, das lachte ihn so freundlich an. Da hat er es aus Mitleid aufgenommen und vor sich aufs Pferd gesetzt und befohlen, daß man aufhören solle mit Morden. Daher soll jenes Wahrzeichen stammen.

Einige behaupten aber, das sei nicht in jenem Kriege, sondern am Tage der Schlacht von Fehrbellin gewesen, als der Kurfürst die

in die Mark eingefallenen Schweden aus dem Lande jagte. Da habe er in einem von den Leuten verlassenen Dorfe, durch das er gekommen, das Kind weinend vor einer Hütte gefunden und mit sich aufs Pferd genommen. Darum hat ihn dann, heißt es, auch in der Schlacht keine Kugel getroffen; das Kind ist sein Schutzgeist gewesen und deshalb soll es an der Statue angebracht sein.[3])

Die Statue hat aber noch ein anderes Merkmal, das auch nicht jeder weiß. Das Pferd des Großen Kurfürsten hat keine Hufeisen. Die hatte der Meister, welcher die Statue gegossen hat, angeblich vergessen, und als er nachträglich es bemerkte, soll er sich deshalb von der Brücke in die Spree gestürzt haben.[4])

In der Neujahrsnacht übrigens, hieß es immer, dreht sich der Große Kurfürst in der Mitternachtsstunde auf seinem Postament um.

Außer den erwähnten Wahrzeichen giebt es aber noch eins aus der Zeit der alten Markgrafen, das ist

Das steinerne Kreuz an der Marienkirche.

Das haben die Berliner zur Strafe setzen müssen, weil das Volk dort einmal einen Propst von Bernau erschlagen hat. Der hatte sich, heißt es, durch die Hartherzigkeit verhaßt gemacht, mit der er die Zehnten eintrieb. Wie er nun einmal, — es war gerade Markt und viel Volks zusammengeströmt, — wieder heftig gegen die Berliner von der Kanzel losgezogen war und aus der Kirche trat, brach der Unwille gegen ihn los. Von Schimpfreden kam es zu Thätlichkeiten, und schließlich erschlugen sie ihn. Das ist aber den Berlinern teuer zu stehen gekommen. Der Papst hat sie in den Bann gethan, — es war nämlich noch zur katholischen Zeit, — und es hat ihnen viel Geld gekostet, daß sie sich wieder aus demselben löſten.

Die übrigen Wahrzeichen stammen aus der Zeit der preußischen Könige.

Da sind zunächst in der Klosterstraße

Die Löwen an der Parochialkirche

zu erwähnen. Dieser giebt das Volk den Namen „die Singuhr". In ihrem Turm hat sie nämlich ein schönes Glockenspiel und oben am Turme sind an den vier Ecken Löwen angebracht. Die Sage berichtet nun, die hätten früher alle Stunden auch noch zu dem Glockenspiel gebrüllt; der Magistrat aber habe nicht gewollt, daß es noch ein zweites derartiges Kunstwerk in der Welt gäbe und habe deshalb dem Meister, der es angefertigt, die Augen ausstechen lassen, damit er nicht noch ein solches baue. Da hat er denn gebeten, man möge ihn nur noch einmal nach dem Turme führen, und wie er oben gewesen, hat er an einer Schraube gedreht, und seit der Zeit sind die Löwen verstummt und brüllen nicht mehr.[5]) —

In der Heiligengeiststraße, an dem Hause Nr. 38, da ist

Der Neidkopf;

der rührt von König Friedrich Wilhelm I., dem Vater des alten Fritz, her. In dem Hause wohnte nämlich zur Zeit dieses Königs ein armer Goldschmied, der aber von früh bis spät fleißig bei der Arbeit war. Der König, der sich um alles bekümmerte, hatte dies bei seinen Spaziergängen wohl bemerkt und suchte den Meister in seiner Werkstatt auf. Als er auch einen geschickten Mann in ihm erkannte, gab er ihm verschiedenes zu arbeiten. Wie er nun wieder einmal bei ihm war, um nachzusehen, wie die Arbeit von statten ging, sah er in dem gegenüberstehenden Hause ein Frauenzimmer im Fenster liegen, welches die häßlichsten Grimassen schnitt und immer hinüber sah. Da fragte er, was das bedeute, und

als er hörte, daß es die Frau eines reichen Goldschmieds sei, der da drüben wohne, und daß die Frau dem armen Goldschmied aus Neid, weil der König ihm seine Kundschaft zugewandt, täglich solche Grimassen schneide, beschloß er, sie zu bestrafen. Er ließ dem armen Goldschmied statt seines kleinen Hauses ein stattliches aufführen und über der Thür „einen weiblichen Kopf mit Schlangenhaaren und verzerrtem Antlitz" anbringen, damit die mißgünstige Frau so ein Neidgesicht als Warnung immer vor Augen habe. Deshalb nennt man es auch den „Neidkopf". —

Ein anderes Wahrzeichen, das aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. herrührt, findet sich noch an dem Hause Wallstraße Nr. 25, wo über dem Eingang ein Mann mit einem Thor oder einer Thür auf dem Rücken abgebildet ist. Das ist

Der sogenannte Simson.

Die Gelehrten sagen, es sei dies Bild zum Andenken angebracht, weil dort, wo das Haus jetzt steht, früher das alte Köpnicker Thor gestanden habe, welches im Jahre 1735 abgebrochen wurde, und da habe denn das Haus, welches da gebaut worden, den „Simson, der die Thorflügel fortträgt", als Wahrzeichen erhalten. Im Volke aber erklärt man das Bild und seinen Ursprung anders. In dem Hause, heißt es nämlich, wohnte im vorigen Jahrhundert ein armer Schuhmacher, der hat einmal in der Lotterie gespielt, und damit das Los nicht fortkam, namentlich die Kinder es ihm nicht verbrachten, hat er dasselbe an die Thür geklebt. Da blieb ihm nun, als das Los wirklich mit einem großen Gewinn herauskam, weiter nichts übrig, als die Thür auf den Rücken zu nehmen und so zum Lotteriegebäude zu gehen. Zum Andenken daran, heißt es dann weiter, habe er das Bild an dem Hause anbringen lassen, das ihn darstellen sollte, wie er mit der Thür auf dem Rücken nach der Lotterie wanderte.

Aus der Zeit Friedrichs des Großen stammt aber

Das Haus mit den 99 Schafsköpfen,

— denn so viele sollen es ursprünglich gewesen sein, — welches am Alexanderplatz zwischen der König- und Landsbergerstraße steht und an einem goldenen Hirsch, der an der Front angebracht, weithin kenntlich ist.

Der König hat nämlich dieses Haus, wie so manche in Berlin und Potsdam, bauen lassen. Der Mann, dem er es baute, soll aber, wird erzählt, ein etwas unverschämter Gesell gewesen sein und den König stets mit neuen Bitten belästigt haben. Bald wollte er dies, bald das an dem Hause noch gemacht haben. Schließlich quälte er den König noch damit, daß er gern allerhand „Verzierungen" angebracht haben wollte. Der König hieß ihn gehen, indem er sagte, er werde schon für passende sorgen, und gab nun, heißt es, dem Baumeister den Befehl, eben jene 99 Schafsköpfe an der Façade des Hauses anzubringen. Bestürzt kam der Mann, als dies geschehen, zum König gelaufen; der aber fertigte ihn mit der Bemerkung ab, er habe ja „Verzierungen" gewollt; daß sie nicht nach seinem Geschmack wären, dafür könne er nicht, und wenn die Köpfe ihm nicht genug wären, solle er sich nur selbst noch ins Fenster legen, dann wäre das Hundert voll.[6]) —

An das Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten hat sich auch schon eine Sage geheftet. Eine Marmorader auf dem Stiefelblatt des Königs hat den Glauben erzeugt, das solle eine Flicke oder, wie der Berliner sagt, „einen Riester" bedeuten. Der Künstler habe, heißt es naiv, mit ihr die Sparsamkeit des alten Herrn ausdrücken wollen. —

Derartige Wahrzeichen mußten sich früher Reisende, namentlich Handwerksburschen, als das Wandern noch mehr Sitte war, merken; die Kenntnis oder Unkenntnis derselben

galt unter Umständen als Legitimation, d. h. als Beweis, ob der Handwerksbursch an dem Ort gewesen oder nicht. Bei dem Militär hat sich die Sitte noch erhalten oder vielmehr erneut, indem die Rekruten von ihren alten Kameraden meist immer noch mit diesen Sachen bekannt gemacht werden, sobald diese ihnen Berlin zeigen. Mit der Zeit freilich hat die Statue des alten Fritz und die Siegessäule alles andere in den Hintergrund gedrängt; sie sind die Haupt-Wahrzeichen in dieser Hinsicht geworden, zu denen der Fremde zuerst hingeführt wird.

---

2. Die weiße Frau auf dem Schlosse zu Berlin.

Auf dem Schlosse zu Berlin ließ sich öfter, wie es hieß, eine weiße Frau sehen. Das ist auch noch so ein Stück alten Heidentums, was hierin haften geblieben, wie man auch anderweitig von einem solchen Spuk auf den Schlössern mancher edlen Familien zu erzählen wußte, indem die Ahnfrau derselben auch so zu Zeiten umgehen sollte. Berühmt ist die Geschichte aber besonders geworden in dem Geschlecht der Hohenzollern, wo an ihren verschiedenen Niederlassungen die sogenannte weiße Frau bald als eine Art Schutzgeist desselben auftritt, der bei allen Familienereignissen seine Teilnahme bekundet, bald als ein unheimlicher Rachegeist, der umgeht. Gewöhnlich läßt die Sage das Gespenst in einem langen weißen Gewande und einer gleichen Haube mit hinten zurückgeschlagenem, langem Witwenschleier erscheinen. So wandelt es, heißt es, des Nachts zu Zeiten durch die Gänge langsamen, ernsten Schrittes; wer ihr begegnet und sie grüßt, dem dankt sie durch Neigen ihres Hauptes, spricht aber nie ein Wort.

Stehen Festlichkeiten bevor, dann hört man überall das geheimnisvolle Walten der weißen Frau. Thüren springen

auf und fallen wieder zu, Schlösser rasseln, und was des Geräusches mehr ist. Ist der Lärm vorüber, so strahlt alles in doppeltem Glanze zum Empfange der Gäste. Sind diese wieder fort, so wiederholt sich das Spiel, und so spät es auch in der Nacht geworden, des andern Morgens ist alles wieder in Ordnung und an Ort und Stelle, ohne daß eine Menschenhand daran gerührt.

Auch sonst sieht die weiße Frau angeblich nach dem Rechten. Ist die Dienerschaft lässig oder verabsäumt ihre Pflicht oder führt gotteslästerliche Reden oder reizt jemand sie im Übermut, dann macht sich ihr Zorn durch Schläge, Steinwürfe und Schrecknisse aller Art bemerkbar.

Besonders beweist sie aber ihre Teilnahme an allem, was die einzelnen Familienmitglieder betrifft. Oft, wenn die Ammen z. B. bei den fürstlichen Kindern eingeschlafen waren und plötzlich aufwachten, dann sahen sie die weiße Frau über die Wiege gebeugt stehen oder auf ihren Armen das Kind herumtragen und warten. Wenn ihr plötzliches Erscheinen, wie zu Zeiten, einen Todesfall verkündete, dann trug sie meist an beiden Händen schwarze Handschuhe.

Dieser letzte Glaube nistete sich besonders in Berlin ein. Schon Joachim II. sollte durch sie alle Todesfälle in seiner Familie erfahren haben; aber erst 1598 bei dem Tode des darauf folgenden Kurfürsten, Johann Georg, fing man allgemeiner an, von der weißen Frau zu sprechen. Sie sollte sich acht Tage vor seinem Hinscheiden haben sehen lassen. Und zwar sagte man, es sei der Geist der Anna Sydow, der weiland schönen Witwe des Stückgießers Dietrich, die deshalb auch „die schöne Gießerin" genannt wurde. Kurfürst Joachim II. hatte sie lieb gehabt und zu hohen Ehren gebracht. Sein Sohn Johann Georg aber hatte sie bei des Vaters Tode, trotzdem er ihm versprochen hatte, sie zu schonen, nach Spandau

geschickt, wo sie in lebenslänglicher Gefangenschaft verblieb und deshalb nun nach ihrem Tode umgehen sollte.

Andere meinten freilich, das Gespenst stamme aus Franken und sei mit den Hohenzollern erst hier eingezogen. Es sei eine Gräfin von Orlamünde, die auf der Plassenburg saß und von leidenschaftlicher Liebe zu Albrecht dem Schönen, einem Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, entbrannt gewesen. Sie war nämlich verwitwet und hatte zwei Kinder. Da wurde, heißt es, ihr eine Rede Albrechts des Schönen hinterbracht, daß er sie wohl heiraten würde, wenn nicht vier Augen wären.

Die Gräfin glaubte, er meine damit ihre zwei Kinder: sie ständen der neuen Ehe im Weg. „Da trug sie," wie die alten Chroniken sagen, „blind von ihrer Leidenschaft, einem Dienstmanne, Hayder oder Hager genannt, auf und gewann ihn mit reichen Gaben dafür, daß er die beiden Kindlein umbringen möchte. Der ging auch hin, die That zu vollführen. Da sollen die Kinder ihm geschmeichelt und ängstlich gebeten haben:

„Lieber Hayder, laß mich leben,
Ich will Dir Orlamünden geben,
Auch Plassenburg, des neuen,
Es soll Dich nicht gereuen."

So sprach das Knäblein; das Töchterlein aber:

„Lieber Hayder, laß mich leben,
Ich will Dir alle meine Docken (Puppen) geben!"

Aber der Mörder wurde hierdurch nicht gerührt. Später, als er noch andere Bubenstücke ausgerichtet hatte und gefangen auf der Folter lag, bekannte er: „so sehr ihn der Mord des jungen Herrn reue, der in seinem Anerbieten doch schon gewußt habe, daß er Herrschaften auszuteilen gehabt, so gereue ihn noch hundertmal mehr, wenn er der unschuldigen Kinderworte des Mägdeleins gedenke." — Nach andrer Sage hat

die Gräfin die Kinder selbst getötet, und zwar hätte sie, heißt es, Nadeln in ihre zarten Hirnschalen gesteckt. Der Burggraf hatte aber unter den vier Augen die seiner Eltern gemeint und heiratete hernach die Gräfin dennoch nicht. Diese soll später fürchterliche Buße gethan haben und ihr Geist seit ihrem Tode umgehen, um so den Rest ihrer Schuld abzubüßen. Bis das geschehen, heißt es, erscheint sie den Hohenzollern, ihnen ihre Seligkeit neidend.

Andere freilich wollten nicht aus Franken, sondern von einer hohenzollernschen Prinzeß, die nach Böhmen geheiratet, den Ursprung der weißen Frau herleiten. Die erwähnte Prinzessin war an Mathes von Rosenberg auf Schloß Neuhaus in Böhmen verheiratet. „Er war", wie es heißt, „ein störrischer, wüster Gesell. Oftmals bat sie ihn, seinen Lebenswandel zu ändern; aber es fruchtete immer nur kurze Zeit, und er verfiel bald wieder in die alte Schwelgerei, bis er sich endlich eine schwere Krankheit zuzog und erst auf dem Totenbette erkannte, wie viel besser er gethan, wenn er den Lehren seines treuen Weibes gefolgt wäre." Auch sie starb bald darnach; aber ihr Geist, sagt man, erscheine noch im Rosenbergschen Hause und in allen, die mit demselben durch Heirat verwandt geworden sind, um bis in alle Ewigkeit für die Seligkeit der Ihrigen zu sorgen.

Wie verschieden man aber auch den Ursprung des Spuks erzählte, daß die weiße Frau sich zu Zeiten hier in Berlin auf dem Schlosse sehen ließ, das war sicher. Namentlich seit dem Tode Johann Georgs wurde das Gespräch immer allgemeiner, und man brachte, wie erwähnt, den Spuk mit der Anna Sydow, „der schönen Gießerin", in Verbindung. Auch den Tod Johann Sigismunds sollte die weiße Frau durch ihr Erscheinen vorher verkündet haben. Namentlich war dann unter dem Großen Kurfürsten öfter von ihr die Rede.

So im Jahre 1659, ohne daß freilich etwas darauf erfolgte. aber 1666 strafte sie bös einen, der ihrer gespottet hatte.

Als nämlich wieder viel Gerede von der weißen Frau war, hatte der Oberstallmeister des Großen Kurfürsten von Burgsdorf viel gehöhnt und gemeint, ihn gelüste es wohl, sie zu sehen. Wie er nun einmal aus den Gemächern des Großen Kurfürsten kommt und die Stiege hinuntergehen will, da tritt die weiße Frau ihm entgegen. Dreist redet er sie an: „Du Alte! hast du noch nicht Blut genug getrunken; willst du noch mehr holen?“ „Da krieget sie“, sagt ein alter Bericht, „ihn bei dem Hals und wirft ihn die Stiegen hinab, daß ihm sein Wams platzet und die Rippen krachen; doch ohne weiteren Schaden. Worauf der Kurfürst, das Poltern hörend und das Klagen, den Kammerpagen mit Licht sandte, um nachsehen zu lassen, was es gäbe.“

Ein Jahr später — also im Jahre 1667 — behauptete Luise Henriette, des Großen Kurfürsten erste Gemahlin, sie habe, wie sie in ihr Gemach getreten, die weiße Frau an ihrem Schreibtische sitzen sehen, und ihr bald darauf erfolgender Tod gab zur Vermehrung des Geredes von der weißen Frau Veranlassung. Die Folgezeit bürgerte den Glauben an ihr Erscheinen nur immer fester ein. 1688 wollte man sie z. B. vor dem Tode des Großen Kurfürsten wieder gesehen haben.

„Beim Schloßbau im Jahre 1709 ward“, wie Nicolai in seiner Beschreibung Berlins (v. J. 1786) berichtet, „in einer Mauer ein weibliches Skelett gefunden, welches man für das der weißen Frau nahm und auf dem Domkirchhof ehrlich begrub und hoffte, sie würde nunmehr nicht wiederkommen.“

Dennoch sollte sie noch beim Tode König Friedrichs I. im Jahre 1713 wieder eine Rolle gespielt haben. „Als sie aber“, heißt es bei Nicolai weiter, „noch einmal unter Friedrich Wilhelm I. es wagte, machte der König kurzen

Prozeß, ließ das Gespenst von der Wache gefangen nehmen und öffentlich in die „Fiedel" (an den Pranger) stellen; worauf alles Spuken unterblieben."

Erloschen war freilich das Gespräch damit doch noch nicht ganz. Bedeutsame Ereignisse, die ihre Schlagschatten vor sich werfen, haben gelegentlich den alten Glauben immer wieder angeregt. Und die eigentümlichen Baulichkeiten im Schlosse mit den langen, im ganzen wenig erleuchteten Gängen, den vielen Treppen und Korridoren und all' den weiten Räumen, was in der Stille der Nacht leicht etwas Unheimliches bekommt, tragen dazu bei, die Einbildungskraft jenem Glauben immer wieder gelegentlich einmal dienstbar zu machen. So wollte man z. B. im Jahre 1840, als ganz Berlin für das Leben König Friedrich Wilhelms III. bangte, — da außer 1540 immer im Jahre 40 jedes Jahrhunderts hier ein hohenzollernscher Fürst gestorben war, — wieder verschiedentlich die weiße Frau im Schlosse gesehen haben.

Hatte doch auch selbst ein Napoleon auf der althohenzollernschen Plassenburg in Franken zu Anfang dieses Jahrhunderts bei den Erzählungen von dem Erscheinen der weißen Frau sich des Grauens nicht ganz entschlagen können. Als Napoleon I. nämlich auf dem Hinzuge nach Rußland dort übernachtete, sollte ihm auch die weiße Frau als böses Wahrzeichen erschienen sein, obwohl andere meinten, der preußisch gesinnte Kastellan habe seine Hand dabei im Spiele gehabt. Jedenfalls war es aber doch Napoleon so unheimlich gewesen, daß bei der Flucht und Rückkehr aus Rußland, als er zufällig wieder auf der Plassenburg sein Nachtquartier nehmen sollte, so spät es auch schon am Abend war, er alles wieder aufpacken ließ und bis zum nächsten Ort weiter fuhr. Die weiße Frau hatte es ihm auch angethan![7])

3. Der fliegende Chorschüler.

Eines Tages verabredeten — es war noch zur alten katholischen Zeit — mehrere Chorschüler an der Marienkirche mit einander, daß sie auf den Kirchturm steigen und dort aus den Krähennestern, deren sich eine Anzahl dort oben befand, die Eier ausnehmen wollten. Diesen Versuch führten sie auch aus und kletterten die Treppe hinauf. Als sie oben ankamen, ward zu einem der Schalllöcher ein Brett hinaus gelegt, welches zwei der Schüler hielten, der dritte aber kroch auf diesem Brett hinaus, um in den Ritzen und Spalten des Turmes nach Nestern zu suchen. Er fand auch bald eine große Zahl derselben, gab jedoch seinen Gefährten kein einziges der Eier, welche er dort fand, und als sie ihn nun fragten, ob sie ihr Teil nicht erhalten würden, schlug er es ihnen rund ab, weil er sagte, er habe sich allein der Gefahr unterzogen und so wolle er auch allein die Frucht derselben genießen. Da wurden die andern böse und drohten ihm, daß sie das Brett loslassen würden, wenn er ihnen nicht augenblicklich einen Teil seiner Beute abgäbe. Weil er jedoch vor der Ausführung ihrer Drohung sicher zu sein wähnte, sagte er, das sollten sie nur thun, dann würden sie gewiß nichts bekommen. Aber kaum hatte er das gesagt, so ließen jene das Brett los, und der arme Chorschüler stürzte von der höchsten Höhe des Turmes hinab.

Nun hatte er aber seinen weiten Chormantel um, der bis unten hinab zugeknöpft war, so daß sich sogleich der Wind darunter fing, den Fall hemmte und ihn wohlbehalten und unversehrt mitten auf den Markt hinabtrug, wo er zur größten Verwunderung der Käufer und Verkäufer ankam. Ob er jetzt seinen Gefährten ihren Anteil am Gewinn gegeben,

weiß ich nicht; sie mögen aber auch wohl nicht mehr danach verlangt haben.

4. Der verräterische Stock.

Schließlich kommt doch alles an den Tag! Da hatte einmal in alten Zeiten ein Bürger hier in Berlin von einem andern 50 Goldstücke geliehen, behauptete aber, als dieser sie wieder forderte, er habe sie ihm schon wieder gegeben. Die Sache kam vor den Rat. Kecken Schrittes erschien der Schuldner mit Hut und Stock in der Hand am Tage des Gerichts. Als es zum Eide kam, reichte er, wie zufällig, dem armen Gläubiger seinen Hut und Stock, daß er dieselben ihm so lange halte. Nun schwor er frech, er habe jenem das Gold schon zurückgegeben: er hatte es nämlich heimlich in den Stock, der hohl war, eingespündet.

Wie sie aber die Treppe nun hinabstiegen, ereilte ihn das Verhängnis. Denn als er den unglücklichen Gläubiger noch höhnte und einen Lügner schalt, weil er behauptet hätte, das Geld nicht zurückempfangen zu haben, übermannte diesen der Zorn, daß sie handgemein wurden. Dabei zerbrach der Stock, und der Betrug kam zu Tage.

Der meineidige Schuldner mußte nun nicht blos alles wiedererstatten, sondern auch zur Strafe zeitlebens „eine seidene Schnur" um den Hals tragen, welche die Stelle eines Strickes vertrat, den er eigentlich verdient hatte, und alljährlich kam der Scharfrichter, um sich von Amtswegen zu überzeugen, ob das auch geschähe, für welchen Dienst ihm jener jedesmal fünfzig Gulden auszuzahlen hatte.

Als das alte Rathaus noch stand, da zeigte man noch immer eine vermauerte Thür an demselben nach der Königstraße zu, wo einst die hölzerne Treppe hinuntergegangen

wäre, auf der sich jenes Ereignis zugetragen hätte. Aber auch in Stendal erzählte man eine ähnliche Geschichte, und in der Katharinenkirche daselbst hängt noch ein halbverwischtes Bild, welches den Vorgang zum ewigen Andenken darstellen soll. Da ist es schwer zu entscheiden, wo die Sache eigentlich sich zugetragen hat.[8])

---

5. Die drei Linden auf dem Heiligen-Geist-Kirchhof in Berlin.

Auf dem „Kirchhofe des früheren Hospitals zum Heiligen Geiste" (zwischen Heiligengeist=Gasse und Spandauerstraße) haben vor vielen Jahren drei gewaltig große Linden gestanden, die mit ihren Ästen den ganzen Raum weithin überdeckten.

Das Wunderbarste an diesen Bäumen war, daß sie angeblich mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachstum erreicht hatten. „Aber dieses Wunder," heißt es in einem alten Bericht, „hatte auch die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten. Vor vielen, vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugethan waren und mit Leib und Leben für einander einstanden. So lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch der eine derselben plötzlich des Meuchelmordes angeklagt und sollte, obgleich er noch kein Geständnis gethan, den Tod erleiden, da alle Umstände die ihm zur Last gelegte That wahrscheinlich machten. Noch saß er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen und jeder derselben sich des begangenen

Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurteilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, daß seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde, und so auf einmal statt eines Thäters drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen."

„Da wagte der Richter nicht den Urteilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürsten vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurteil entscheiden solle. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den Thäter bezeichnet."

„Dies Urteil sollte dann sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen werden, aber siehe da! nur wenige Wochen vergingen, und alle drei Bäume, die man auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So ward denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind und anderen Platz gemacht haben." [9])

6. Wo man Bernauer Bier holt.

Das Bernauer Bier war einst weltberühmt. Sie hatten in Bernau für dasselbe auch eine merkwürdige Bierprobe. Sobald es geprüft werden sollte, wurde nämlich auf dem Ratssaal etwas davon über die großen, gepolsterten Stühle gegossen. Wenn nun die Ratsherren sich hinsetzten und mit ihren ledernen Büchsen (Hosen) so fest saßen, daß sie beim

Aufstehen den Stuhl mit in die Höhe zogen, dann galt es als stark genug und probehaltig und durfte verzapft und ausgeführt werden, sonst nicht.

Von seiner Dauerhaftigkeit und Güte gab es nun in Berlin immer eine alte Geschichte, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges passiert sein sollte. Ein Junge aus Bernau, heißt es, war bei einem Berliner Schuhmacher in die Lehre gebracht worden, wo ihm nicht gerade goldene Tage blühten, denn die Meisterin führte ein strenges Regiment. Deshalb erschrak er gar sehr, als dieselbe ihm gleich in den ersten Tagen eines Nachmittags, als einige Gevattersleute zum Besuch einsprachen, eine zinnerne Kanne gab und ihm auftrug, Bernauer Bier zu holen. Daß es Bernauer Bier in Berlin geben könne, der Gedanke kam ihm nicht in den Sinn; zu fragen getraute er sich weiter auch nicht, und so wanderte er denn zum damaligen Georgen-, jetzigen Neuen-Königsthore hinaus, um aus seiner Vaterstadt Bernauer Bier zu holen. Spät abends kam er dort an zum großen Erstaunen seiner Eltern, und dasselbe wuchs noch, als sie den Zusammenhang hörten. Was sollten sie aber mit dem Jungen machen? Nachdem er für seine Dummheit ausgescholten worden, fütterte ihn seine Mutter gehörig nach dem weiten Wege und schickte ihn zu Bett; den andern Morgen sollte er wieder zurück nach Berlin. Am andern Tage füllten sie ihm dann auch den Krug wirklich mit echtem Bernauer Bier und gaben ihm noch Eier, Speck und dergleichen an die Frau Meisterin mit, damit er sie etwas besänftigen könne. Der Junge wanderte auch zuerst rüstig fort, je näher er aber Berlin kam, desto unheimlicher ward ihm der Gedanke, der Frau Meisterin wieder vor die Augen zu treten. Endlich faßte er einen raschen Entschluß; er vergrub die Kanne in einen Steinhaufen und ging in die weite Welt.

Es waren damals wilde Zeiten, wo man nach einem

solchen Knaben nicht weiter viel fragte; der Junge war eben verschwunden, damit war es genug. Gelegentlich sprach man wohl bei den Schuhmachersleuten noch davon, dann hörte auch dies auf.

Viele Jahre waren nun seitdem vergangen, da hielt eines Tages ein Reiter vor dem Hause des Schuhmachers. Es war unser Junge, der, inzwischen herangewachsen, Kriegsdienste genommen und es durch Mut und Tapferkeit bis zum Rittmeister gebracht hatte und nun seinen alten Lehrherrn und die Frau Meisterin, vor der er jetzt sich nicht mehr fürchtete, aufsuchte, als er gerade einmal durch Berlin kam. Die Leute wollten es zuerst gar nicht glauben, daß er der Junge sei, der ihnen mit der zinnernen Kanne, wie die Meisterin sich ausdrückte, „durchgegangen" wäre. Da bestand er darauf, daß sie alle mit hinauskämen nach dem Bernauer Wege zu dem Steinhaufen, in den er die Kanne vergraben hatte; denn daß der noch da war, davon hatte er sich vorher überzeugt. Nun gingen alle, auch die Nachbarn, mit hinaus, und wie man die Steine wegräumte, siehe, da stand der Krug noch unversehrt da, und, als man gar den Deckel hob, da hatte sich das Bernauer Bier nicht bloß gut erhalten, sondern war, wie es heißt, noch duftender und schöner geworden, denn zuvor.

7. Die Müggelsberge und die Prinzessin vom Teufelssee.

„Zu Zeiten," sagt Beckmann in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg vom Jahre 1751, „läßt sich auf den Müggelsbergen ein Getöse von Jagdhörnern und Gebell von Hunden hören." Es ist „die wilde Jagd", von

der man überall in der Mark, wo Wald ist, noch weiß, die angeblich auch hier über die Berge zieht.

Besonders spricht man aber noch viel von einem anderen Spuk daselbst, das ist der von der Prinzessin am Teufelssee. Einige sagen zwar, sie ließe sich auf dem Schloß in Köpnick sehen; dort sehe man öfter des Mittags oder des Nachts im Mondenschein ihren weißen Schleier oben von der Plattform, wo die Kegelbahn ist, weithin wehen und höre auch oft deutlich ein Klappen, als ob jemand die Treppe mit den vielen Stufen hinabginge. Das ist aber nicht richtig oder ist etwas anderes, denn die Prinzessin hat ihr Wesen am Teufelssee.

Dort soll nämlich ihr Schloß in den See versunken sein. Andere meinen freilich, es sei nicht in den See, sondern in den Berg daselbst gesunken, und wo am Abhange desselben noch lange ein großer Stein unter alten Eichen gelegen, dort ginge es hinab. Da hätte man sie auch früher oft des Abends in der Gestalt eines alten Mütterchens am Stabe gebückt hervorkommen sehen, ein Kästchen voll schieren Goldes in der Hand; das sollte der erhalten, der sie erlöse, denn wegen Untreue sei sie von ihrem Bräutigam verwünscht worden. Aber wie dem auch sei, beim Teufelssee, der so verborgen im Walde lag und als unergründlich galt, da war ihr eigentliches Revier. Da hat man sie entweder zu Zeiten auf dem Wasser als Schwan treiben sehen, der dann plötzlich verschwunden war, oder sie saß als schöne Jungfrau am Ufer und wusch sich und kämmte ihre langen, blonden Haare. Namentlich kam sie, wie es heißt, alljährlich am Johannistage herauf, denn das ist der Tag, an dem sie erlöst werden kann.

So sah sie einmal ein kleines Mädchen aus Köpnick. Das hatte mit seiner Mutter Beeren im Walde gesucht, war aber von ihr abgekommen und irrte nun weinend am Teufelssee

umher. Da hat es denn die Prinzessin mit sich hinuntergenommen in ihr Schloß und reich beschenkt wieder entlassen.

Wer aber die Prinzessin erlösen will, der muß, sie, so wird behauptet, in einer bestimmten Nacht um 12 Uhr den langen Weg nach Köpnick hinein und dreimal um die große Kirche herumtragen. Einmal hat es auch schon einer versucht; aber es ist ihm nicht geglückt. Es war ein Fischer aus dem Kietz von Köpnick, den soll die Prinzessin im Traum gerufen und ihm alles gesagt haben, was er thun müsse. Andere sagen, als er seine Netze am hellen Mittag einmal ausgeworfen, da sei ein mit vier Pferden bespannter Wagen, auf dem eine große, weiße Gestalt gesessen, von den Müggelsbergen heruntergekommen; die Pferde hätten aber keine Köpfe gehabt. Das sei die Prinzessin gewesen, und da habe sie ihm alles angegeben. Vor allem habe sie gesagt, er solle sich, wenn er das Wagnis unternähme, ja nicht umsehen und kühn zugehen, es komme, was da wolle, dann werde ihm auch nichts geschehen. Zur bestimmten Zeit stellte er sich auch ein, und zuerst ging alles ganz gut. Schlangen und anderes Ungetüm kam ihm in den Weg; er trat auf sie, als wäre es nichts, und schritt weiter. Allerhand Blendwerk kam ihm entgegen, ein großer Wagen, mit Mäusen bespannt, und andere Ungeheuerlichkeiten; es rührte ihn nicht. Selbst als die ganze wilde Jagd ihm entgegen kam, lauter wirre Gestalten, die Köpfe unter dem Arm, mit feurigen Augen und mit entsetzlichem Heulen; er hielt tapfer aus. Doch immer schwerer wurde die Prinzessin, wie federleicht sie auch zuerst gewesen, so daß er unter der Last nur so ächzte. Schon war er inzwischen glücklich nach Köpnick hineingekommen und hatte den Gang um die Kirche angetreten. Bald war er am Ziel, — da leuchtet es plötzlich hinter ihm auf, als wenn ganz Köpnick in Flammen stände. Erschrocken sieht er sich um, — da ent-

gleitet ihm die Prinzessin, und alles ist verschwunden; er hört nur noch ihr Wimmern, mit dem sie wieder versinkt, und zugleich trifft ihn ein Schlag, der ihn niederwirft, daß man ihn besinnungslos dort fand und er nur noch wenige Tage lebte.

Das ist schon lange, lange her, und seitdem hat man nicht wieder gehört, daß es einer versucht hat. Überhaupt hat die Prinzessin mit der Zeit sich immer seltener sehen lassen. Aber richtig ist es doch des Nachts nicht am Teufelssee, und passieren thut doch gelegentlich immer noch etwas dort. Das ist ja noch nicht zu lange her, da war einmal ein Mann aus Köpnick am Johannisabend nach Müggelsheim, — der Pfälzer Kolonie, welche jenseits der Berge liegt, — gefahren, so daß es finster war, als er zurückfuhr. Wie er nun an den Teufelssee kommt, stutzen seine Pferde plötzlich und wollen nicht weiter, so daß ihm ganz unheimlich zu Mute wird und er sie nun mit aller Gewalt antreibt. Da bäumten sie sich hoch auf und liefen im gestreckten Lauf davon. Ob die Prinzessin dagewesen, wußte er nicht genau anzugeben; aber in den Fichten ließ sich ein wunderbares Getöse hören, und allerhand seltsame Gestalten flogen zwischen den Bäumen dahin, so daß er Gott dankte, als er endlich glücklich zu Hause ankam.

Ein Bauer aus Rahnsdorf hat später noch einmal, als er auch bei Nacht des Weges fuhr — es war gerade heller Mondschein — eine weiße Gestalt leibhaftig an dem Stein sitzen sehen. Aber auch seine Pferde wurden so unruhig, daß er genug zu thun hatte, sie im Zaum zu halten, und froh war, als er überhaupt bei dem Spuk gut vorbei kam.[10])

---

8. Der Name von Köpnick und der große Krebs von Stralow.

Im Müggelsee soll vor alten Zeiten ein großer Krebs gewesen sein. Das war aber kein gewöhnlicher Krebs, sondern ein verwünschter Prinz. Mit dem soll sich nun einmal eine eigentümliche Geschichte zugetragen haben, und zwar soll damit der Name von Köpnick zusammenhängen.

Die Gelehrten sagen zwar, der Name Köpnick rühre noch aus der alten Wendenzeit her und bedeute so viel als Schanze, Wall; in Köpnick aber hat man es von jeher anders erzählt. Es fischte nämlich einmal, erzählt man, ein Fischer im Müggelsee, da fing er einen großen Krebs in dem Netze, der sagte ihm, er sei ein verzauberter Prinz und wolle ihn zu einem reichen Manne machen, wenn er alles thäte, was er sage, und ihn so erlöse; er solle ihn nach dem ersten Orte jenseits der Spree bringen und dort feil bieten. Der Fischer nahm den Krebs aus dem Netz heraus, vergaß aber, was er ihm gesagt hatte, und bot ihn diesseits der Spree in dem Orte, wo jetzt Köpnick liegt, auf dem Markt zum Kaufe aus. Sobald aber ein Käufer herantrat, rief der Krebs: „„Kööp nich! Kööp nich!““, so daß niemand ihn kaufen wollte. Da gedachte der Fischer an jene Bedingung und ging jenseits der Spree nach Stralow, wo er ihn nun auch verkaufte. Weil er aber die Bedingung nicht gleich erfüllt hatte, war der Krebs nicht erlöst worden, und das ist der große Krebs, heißt es, den die Stralauer noch immer lange beim sogenannten Stralauer Fischzug am 24. August gezeigt haben. — Der Ort aber, wo der Fischer den Krebs zuerst ausgeboten hatte, erhielt, weil der Krebs immer „Kööp nich, Kööp nich“ gerufen, den Namen Köpnick.

9. Das Koboldhaus an der Dahme.

An den Müggelsbergen spukte es früher aller Orten. Auf der Südseite an der Dahme oder Wendischen Spree, wo jetzt Landhäuser stehen, lag ein einzeln stehendes Fischerhaus, das nannte man das Koboldhaus, weil ein Kobold dort sein Wesen getrieben. Ein Haupt-Schabernack von ihm war mit den Fischern, wenn sie des Nachts so neben einander auf der Streu lagen und schliefen. Erst machte er sich am Kopfende zu schaffen und zog und zerrte die einzelnen so lange, bis die Köpfe in einer Linie lagen. Nun waren die Füße aber ungleich. Da sprang er nach der Seite hinüber und zog wieder so lange an den Füßen, bis diese eine Reihe bildeten. So ging es oft die ganze Nacht hindurch, daß die Leute keine Ruhe fanden. Sie versuchten es auf alle Weise ihn los zu werden, aber vergeblich; nachher ist er dann endlich fort gekommen, man weiß nicht wie.

So leicht wird man nämlich einen Kobold nicht wieder los. Das erfuhr auch ein Knecht, der in der Gegend da diente und auch einen Kobold hatte. Als er nämlich desselben überdrüssig war und vergeblich alles versucht hatte, um ihn los zu werden, da beschloß er in aller Stille fortzuziehen und den Kobold zurückzulassen. Wie er aber den Abend vor dem Ziehtag über den Hof geht, sieht er den Kobold bei dem Pütten (Brunnen) sitzen. „Was machst du denn da?“ fragt er ihn. — „I,“ sagte der Kobold, „ich wasche meine Lümpchen aus; morgen ziehen wir ja.“ Da merkte der Knecht, daß er ihn nicht los würde, und ist ruhig geblieben, der Kobold aber auch.

10. Das Grab des Riesenkönigs bei Rotzis.

Zwischen den Riesen, die auf den Müggelsbergen bei Köpnick, und denen, die südlich nach Mittenwalde zu um Selchow und Rotzis wohnten, ist vor langen, langen Jahren einmal ein gewaltiger Kampf gewesen, in denen sie sich mit großen Felsblöcken geworfen haben, von welchen einige noch in der Nähe der genannten Dörfer liegen. In diesem Kampfe ist endlich der Riesenkönig gefallen, und da hat man ihn in dem sogenannten Hünenbette beim letztgenannten Dorfe begraben, und zwar hat man seine Gebeine in einen goldenen Sarg gelegt und den wieder erst in einen silbernen und dann in einen eisernen gesetzt, worauf man ihn tief im Berge vergraben hat. Gefunden hat ihn aber, soviel man auch nachgegraben, noch niemand.

---

11. Kohlhasenbrück.

In der Nähe von Potsdam, auf der Straße nach Berlin, führt eine Brücke über die Bäke oder Telte, einen kleinen Nebenfluß der Nuthe, die Brücke heißt Kohlhasenbrück und hat von Hans Kohlhase, einem Berliner Roßkamm, der zur Zeit der Kurfürsten Joachim I. und II. einst viel von sich reden gemacht hat, den Namen bekommen. Die Sache ist recht bezeichnend für jene Zeiten und war folgende.

Hans Kohlhase war ein angesehener Bürger zu Cölln an der Spree, der einen nicht unbedeutenden Pferdehandel betrieb. Was seine Bildung anbetrifft, ist zu bemerken, daß er sogar Lateinisch verstand. Einmal kam er nun mit einigen Pferden von Leipzig zurück, da wurde er in der Nähe von Düben durch die Leute des Junker von Zaschwitz angehalten;

er sollte sich ausweisen über die Pferde, es wären sicherlich gestohlene. Vergeblich, daß er seine Unschuld beteuerte, die Pferde wurden zurückbehalten. Da klagte er den Unfall seinem Kurfürsten Joachim I., und der erwirkte den Befehl vom Kurfürsten von Sachsen, daß ihm die Pferde vom Junker von Zaschwitz zurückgegeben werden sollten. Inzwischen waren dieselben aber hinter dem Ackerpflug abgetrieben und schlecht im Futter gehalten worden, so daß Kohlhase sich weigerte, sie zurückzunehmen, und Schadenersatz forderte. Als alle seine Bemühungen vergeblich waren und er nicht zu seinem Recht kommen konnte, da sandte er nach damaliger Sitte als freier Mann, dem sein Recht verweigert wurde, einen Absagebrief an den Landvogt von Sachsen, daß er des Junkers von Zaschwitz und des ganzen Landes Sachsen abgesagter Feind fortan sein wolle, bis er zu vollem Recht und zu vollem Schadenersatz für alles, was er erlitten, gelange. Mit einer Schaar verwegener Gesellen begann er auch nun das sächsische Land auf jede nur mögliche Weise zu schädigen und trieb bald die Sache so weit, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg selbige beizulegen beschlossen und beiderseitig einige ihrer Räte nach Jüterbog schickten, wohin auch Kohlhase kommen sollte, um seine Forderungen geltend zu machen. Der kam auch mit einem Gefolge von 40 Pferden; aber man ging unverrichteter Sache auseinander, da der Junker von Zaschwitz inzwischen gestorben war und seine Erben sich zu keiner Entschädigung bereit erklären wollten. Von neuem begann Kohlhase das sächsische Land heimzusuchen, ja er brannte sogar die Vorstadt von Wittenberg nieder. Da schrieb Dr. Martin Luther an den gefährlichen Mann, wie unchristlich es sei, sich selbst zu rächen. Das machte auf Kohlhase Eindruck, und heimlich kam er, als Pilger verkleidet, nach Wittenberg, um mit Luther über die Sache zu verhandeln. Luther versprach, sich der

Sache anzunehmen; aber es war vergeblich, und die Geschichte spielte in der früheren Weise weiter, nur daß der Kurfürst von Sachsen es bei dem Kurfürsten von Brandenburg schließlich durchsetzte, daß er Kohlhasen auch auf märkischem Grund und Boden verfolgen und fangen lassen könne. Aber die sächsischen Späher und Landsknechte griffen ihn doch nicht. So kam das Jahr 1540 heran.

Da fiel Kohlhase, auf den Rat eines seiner Spießgesellen, Georg Nagelschmidt mit Namen, auf den Gedanken, sich an seinen Kurfürsten selbst zu machen und ihn so zu veranlassen, um dem Wesen ein Ende zu machen, sich wirksamer seiner anzunehmen. Er überfiel den kurfürstlichen Faktor Drezscher, der mit Silberkuchen aus dem Mansfeldschen unterwegs war, in der Gegend, wo eben jetzt Kohlhasenbrück liegt, nahm ihm die Silberkuchen fort und versenkte sie unter der Brücke in die Telte. Das bekam ihm aber übel. Denn nun wurde überall auf ihn und Nagelschmidt gefahndet und bei Leibesstrafe allen verboten, sie zu beherbergen, als sich das Gerücht verbreitete, sie seien in Berlin.

Wirklich fing man auch Kohlhase, als man Haussuchung hielt. Er hatte sich beim Küster zu St. Nicolai in einer Kiste versteckt. Ebenso wurde Nagelschmidt im Hause eines armen Bürgers am Georgenthore aufgefunden. Beiden wurde der Prozeß gemacht. Kohlhase wollte man insofern begnadigen, als er nicht mit dem Rade, sondern mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, was für minder schmachvoll galt. Schon war Kohlhase bereit, dies anzunehmen. Da rief ihm Georg Nagelschmidt zu: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ „Ich will die Begnadigung nicht, ich will mein Recht“, sagte Kohlhase, und so wurde er wie Nagelschmidt am Sonntage nach Palmarum im Jahre 1540 mit dem Rade gerichtet, obwohl es dem Kurfürsten leid gethan haben soll, daß eine

so tüchtige Natur solches Ende genommen. Ob man die Silberkuchen gefunden, berichtet keine Chronik. Die Brücke aber und der Ort, der später da entstand, bekam den Namen Kohlhasenbrück.

12. Schloß Grunewald.

Im Grunewald ist manche Stelle, wo es nicht recht richtig sein soll; vor allem aber spukt es im Grunewalder Schloß. Waren einmal ein paar Fischer zur Herbstzeit im Schloß und hatten sich, nachdem sie bis spät am Abend gefischt, müde in dem Seitengebäude in einem eine Treppe hoch gelegenen Zimmer zum Schlafen hingelegt. Sorgfältig hatten sie die zwei Thüren, sowohl die unten an der Treppe, als auch die andere, welche oben vom Treppenflur in das Zimmer führt, zugemacht. Auch die dritte Thür, welche nach der angrenzenden Kammer geht, war fest zu, wie sie denn auch keiner ohne die zugehörige Klinke überhaupt öffnen kann.

Als sie nun im tiefen Schlafe lagen, kam es laut und vernehmlich „trott, trott" die hölzerne Treppe herauf, die Stubenthür flog auf, und sausend stürzte es durch die Stube. Die Kammerthür öffnete sich, und heulend wie ein Sturmwind zogs in die Kammer hinein. Dann war's still im Zimmer. Da mit einemmal fuhr es aus dem Schlot und polterte den Ofen hinab. Wieder war dann alles still. Die Männer aber waren gleich anfangs aufgewacht und zitterten und bebten vor Entsetzen, eiskalt fuhr es ihnen durch Mark und Bein, es wagte keiner aufzusehen, sondern alle zogen sich ihre Mäntel übers Gesicht, als es bei ihnen vorbeiging. Als aber das Tosen und Poltern im Ofen vorbei war, fuhren sie auf, und im Nu, sie wußten selbst nicht wie, waren sie

die Treppe hinunter und stürzten über den Hof in die Kutscherstube; erst da wagten sie aufzuatmen.

Ein anderes Mal passierte Ähnliches, als sie in der Kutscherstube selbst schliefen. Da öffnete sich plötzlich die Pferdestallthür, und der Kutscher kam zitternd zu ihnen in die Stube, und hinter ihm raste es wie ein Wirbelwind, riß die Flurthür auf und fuhr durch den schmalen Flur nach dem Hofe hinaus. Wie sie da ans Fenster eilten, sahen sie mit Schrecken, wie es im Mondschein wild auf dem Hofe und an den Wänden der Gemäuer herumjuchte und tobte wie die wilde Jagd, und ganz deutlich eine weiße Gestalt da herumstürmte. Derartiges wollen die Leute, die dort verkehren, öfters erlebt haben.

Namentlich soll aber der alte Kellermeister (der auch auf dem Bilde am Eingange abgebildet ist) des Nachts um 12 Uhr noch oft die große Wendeltreppe des Schlosses herabkommen und mit den Schlüsseln klappern. Auch fangen manchmal die alten großen Bratspieße unten in der gewölbten Küche an sich von selbst zu drehen. Das Leben, das hier früher gewesen zu der alten Kurfürsten Zeiten, erklärte dabei der Erzähler, ist noch nicht vollständig zur Ruhe gekommen, und damals ist auch manches passiert, was jetzt nicht mehr vorkommt. So soll in einem Zimmer des südlichen Flügels einmal jemand eingemauert worden sein. Einige meinen, es sei die schöne Gießerin Anna Sydow gewesen, welche Kurfürst Joachim lieb gehabt und deren Geist nun noch spuke; andere behaupten, es sei eine Hofdame, welche er geliebt und die seine Gemahlin während seiner Abwesenheit lebendig da hat einmauern lassen. Wunderlich sieht die Stelle allerdings aus, zumal eine kleine Wendeltreppe im oberen Stock sich gerade an sie anschließt und früher von dort auch nach unten geführt zu haben scheint; wer weiß aber, ob da überhaupt etwas

eingemauert war, und die Treppe nicht einfach abgebrochen und die Stelle zugemauert worden ist?

---

13. Das Schildhorn bei den Pichelsbergen.

Bei den Pichelsbergen bildet die Havel einen großen See. Da soll in alten Zeiten während eines großen Religionskrieges, wie die Leute sagen, ein Ritter, von seinen Verfolgern hart bedrängt, mit seinem Pferde hindurchgeschwommen sein. Als er nämlich auf seiner Flucht in die Landzunge jenseits bei Pichelsdorf geriet, riefen seine Feinde triumphierend aus: „Jetzt haben wir ihn im Sack.“ Er aber faßte sich schnell, gab seinem Pferde die Sporen und setzte in die Havel hinein, und wirklich trug ihn sein treues Tier die weite Strecke hinüber bis an das diesseitige Ufer, wo er zum Andenken seiner glücklichen Rettung „Schild“ und „Horn“ an einem Baume aufhängte. Davon heißt die Stelle „das Schildhorn“, die andere jenseitige Landzunge „der Sack“, weil seine Verfolger ausriefen: „Jetzt haben wir ihn im Sack“.

So wird die Sage gewöhnlich in Pichelsdorf erzählt. In Charlottenburg, d. h. im alten Lietzow, sagt man, es sei „der letzte Wendenkönig“ gewesen. Bei Caput sei die Schlacht geschlagen worden, von der er flüchtig gekommen. Er sei glücklich hinüber gekommen; aber sein Adjutant, — wie es naiv heißt, — der es auch versucht, sei dabei umgekommen. Weiter wird dann angegeben, er sei Heide gewesen und habe, wie er in die Havel gesetzt, gelobt, da seine Götter ihn verließen, wolle er Christ werden, wenn der Christengott ihn rette und er glücklich hinüber käme. So sei er es denn auch nachher geworden.

Dazu stimmen ältere schriftliche Aufzeichnungen, nach

denen es der Wendenfürst Pribislav von Brandenburg gewesen, welcher sich auf seiner Flucht so bekehrt hat (nicht Jaczo, wie man gewöhnlich jetzt angiebt). Die Sache spielt zur Zeit Albrechts des Bären in den damaligen Religionskriegen, und unsere Sage führt den bisher dunklen Punkt in der Geschichte jenes Pribislav näher aus und erklärt, wie er aus einem Heiden mit einem Male zu einem so eifrigen Christen und Freunde Albrechts des Bären wurde. Denn nicht allein, daß er plötzlich in frommem Eifer den Götzentempel in Brandenburg zerstörte, er schenkte schon bei seinen Lebzeiten, da er kinderlos war, einen Teil seines Landes (die Zauche) dem Sohne Albrechts des Bären und setzte diesen dann selbst zum Erben seines gesamten Landes ein, damit es nur fortan christlich bliebe. Irgend ein bedeutsames Ereignis muß da wohl diesen so entschiedenen Wechsel in seinem Verhalten veranlaßt haben.[11])

Wo aber die Geschichte schweigt, da hat die Sage auch ein Recht auf Berücksichtigung, zumal wenn sie sich, wie hier, so sichtlich an das übrige anschließt. So hat denn auch König Friedrich Wilhelm IV. auf dem sogen. Schildhorn eine Denksäule errichten lassen, — einen Baumstamm aus Sandstein mit Andeutung der Zweigknorren, an dem ein metallener Schild hängt, während auf dem Stamme ein Kreuz aufgerichtet ist, — damit jeder, der diese Gegend besucht, der Zeiten gedenke, wo hier an der Havel nach hundertjährigen, blutigen Grenzkriegen einst christliches und deutsches Wesen den Sieg davon trug über die heidnische Wendenherrschaft und unter dem Zeichen des Kreuzes der Grund gelegt wurde, auf dem dann der brandenburgisch-preußische Staat emporwuchs.

---

14. Abenteuer der Currende-Knaben in der Kirche zu Spandau.

Die Spandauer Kirche war früher katholisch, und die Currende-Knaben mußten die Kirche reinigen. Diese waren auch einst damit beschäftigt, und in ihrem Übermute spielten sie Karten. Da kam auf einmal einer an sie heran — es war der Böse — und wollte mitspielen. Ruhig gestatteten sie es auch. Als er aber eine Karte nach der andern fallen ließ, merkten sie wohl, daß es der Böse wäre, spielten aber doch weiter, und einer, der viel verlor, meinte sogar ihn solle der Teufel holen, wenn er noch weiter verlöre. Er spielte weiter und verlor wieder. Da sprang der Böse auf, riß ihn zu sich, zog ihn mit in die Höhe, die Mauer that sich auf und beide verschwanden. Und der Riß in der Mauer ist noch bis auf den heutigen Tag zu sehen und kann nicht übertüncht werden.

Auch ein anderes Mal soll durch den Übermut eines Currende-Knaben etwas Merkwürdiges dort passiert sein. Bis vor 100 Jahren waren nämlich in der Kirche noch mächtig dicke Bücher, die an Ketten lagen. Darunter sollen auch das VI. und VII. Buch Mose gewesen sein, welche wir jetzt nicht mehr haben, in denen aber, wie man allgemein erzählt, alle die alten Zaubergeschichten enthalten sind. Wie nun wieder einmal die Currende in der Kirche rein macht, kommen sie an diese Bücher, und vorwitzig, wie die Knaben sind, werden sie sich an dieselben machen und sehen, was darin steht. Kaum aber haben sie selbige aufgeschlagen und fangen an zu lesen, da wird auch die ganze Kirche von unten bis oben voll von allerhand Geistern. Natürlich überfiel sie eine furchtbare Angst, und es war noch ein Glück, daß

der Prediger hinzukam, der fing an das Buch rückwärts zu lesen, — da verschwand der Spuk.

Ähnliches erzählt man auch in Bernau. Da fand einmal ein Knecht angeblich das VI. und VII. Buch Mose, welche der Gutsherr hatte offen liegen lassen. Wie der anfing zu lesen, da füllte sich, heißt es, das ganze Gehöft mit Ratten, und als er weiter las, mit Raben, die kamen von allen Seiten herbeigeflogen, dann kamen lauter schwarze Männer und anderer Spuk. Zum Glück kam auch hier der Gutsherr hinzu und bannte alles, indem er rückwärts anfing zu lesen.

Die wahre Bibel, sagt man dort, liegt in Leipzig, die wird nie losgemacht. Nur Napoleon I. hat sie sich losmachen lassen, aber ist damit auch nicht weiter gegangen, als bis vor den Altar und hat dort darin gelesen. Da hat er denn gesehen, wie alles kommen würde in Rußland, welche Generale ihm untreu werden würden u. s. w. Nichtsdestoweniger hat er den Zug nach Rußland freilich doch unternommen.

15. Der Sackpfeifer und der Wolf.

Als es noch Wölfe in der Mark gab, soll sich einmal folgende kurzweilige Geschichte bei Spandau zugetragen haben. „Da man nämlich,“ erzählt der alte Bekmann in seiner Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg, „um die Wölfe zu fangen, hin und wieder gewisse Wolfsgruben gemacht, welche unten weit, oben aber etwas enge mit glatten Brettern ausgelegt sind: so ist ein Sackpfeifer, der in Spandau von seinem Gewerbe sich einen Trunk zu gute gethan, des Weges gekommen und in eine solche Wolfsgrube hineingefallen, hat sich aber sehr verwundert, als er gewahr worden, daß die Stelle schon mit einem Wolf besetzt gewesen, welcher dazu über diese

hastige Zusprache etwas beunruhiget worden und sein Mißfallen mit Weisung seiner Zähne zu verstehen gegeben. Hierüber hätte der verirrete Musicus sich nun wohl einige verlegene Gedanken machen sollen: allein der annoch frische Rausch hat ihm einen so guten Mut zugesprochen, daß er seine Sackpfeife zur Hand nimmt und dem Wolf eins vorspielet, der auch nicht faul gewesen und mit seiner durchdringenden Stimme dem Concert einen guten Nachdruck gegeben und der Sackpfeife accompagniret. Wobei jedoch der Sackpfeifer nach seinen Pausen von der Instrumental- zur Vocal-Music geschritten, und bald ein Adagio, bald ein Presto, endlich auch ein Lamento angestimmt, und die Jäger solchergestalt herzugebracht, welche ihn von dem gefährlichen Bassisten befreiet."

Potsdam und das Havelland.

16. Der Brauhausberg bei Potsdam.

„Potsdam hat auch seine Sagen. Da ist zunächst die Räuber- oder, wie man sie auch nennt, die Römerschanze, etwa eine halbe Meile von Potsdam, der Nedlitzer Fähre gegenüber, in dem Winkel zwischen dem Krampnitz- und dem Jungfernsee. Die soll noch aus der alten Wendenzeit herstammen. Später haben sich dann Räuber (oder Römer!) da festgesetzt und die Leute ihr deshalb den Namen gegeben. Daß hier einmal viel Kämpfe stattgefunden haben, ergiebt sich schon einfach daraus, daß man gegenüber auf den Feldern am Wege nach der Nedlitzer Fähre oft Waffenstücke und Menschengebeine ausgegraben hat. Ein kreisrunder Hügel daselbst wird auch noch ausdrücklich als eine alte Grabstätte, aus der Heidenzeit herstammend, bezeichnet.

Unweit der Nedlitzer Fähre, gleichfalls am Krampnitzsee, gegenüber der erwähnten Räuberschanze liegt dann auf einer Anhöhe ein Rest von einem alten Mauerwerk, von dichtem Moos überdeckt. Diese Stelle führt seit alten Zeiten den Namen des Kirchbergs. Dort hat nämlich nach der Sage die erste christliche Kirche in diesen Landen gestanden, die aber später zerstört und nicht wieder aufgebaut worden ist. Wo jetzt der Heilige See ist, soll auch in alten Zeiten eine Kapelle gewesen sein, die dann in den See, wie man sagt, versunken ist. Am zweiten Pfingsttage will man noch oft die Glocke aus dem See herauftönen hören.

Von der schönen Aussicht, welche man vom Brauhausberge aus hat, giebt es auch eine Sage. Auf der Burg zu

Potsdam soll nämlich eine Prinzessin gewesen sein, um welche sich viele Freier bewarben. Die soll nun — es war zur Osterzeit — gesagt haben, sie wolle den heiraten, den sie am Ostermorgen auf dem Berge fände, welcher von den 11 Bergen um Potsdam ihr Lieblingsplatz sei. Da hatte sich denn jeder der Freier für einen andern Punkt entschieden. Die Punkte aber waren

der Heineberg bei Baumgartenbrück,
der Krähenberg bei Caput,
der Telegraphenberg,
der Ravensberg,
der Babelsberg,
der Klein-Glieneker Berg bei der Sandgrube,
der Schäferberg bei Klein-Glieneke,
der Pfingstberg,
der Berg von Sanssouci und
der Panberg bei Bornim.

Die Prinzessin aber kam nach dem Brauhausberge, denn die Aussicht von dort dünkte ihr die schönste. Und der Ritter, den sie dort fand, hatte wunderbarer Weise ihr auch von Anfang an am besten gefallen, und er hatte andrerseits den sinnigsten Grund gerade für die Wahl jenes Berges gehabt. Denn von dort konnte er das Fenster der Liebsten in deren Burg schauen; die stand nämlich da, wo jetzt die Heilige-Geistkirche steht. Seitdem sind viele Jahre verflossen, und vieles hat sich in Potsdam geändert; der Brauhausberg gehört aber noch immer zu den schönsten Punkten der Umgegend."

17. Die Bittschriften-Linde in Potsdam.

„Friedrich der Große bewohnte die Eckzimmer im Potsdamer Schloß nach der Teltower Brücke zu, von wo er die Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg hatte und von seinem

Schreibtische aus vermittelst dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses übersah. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, welche noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standpunkt zu wählen pflegten, welche ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Sah sie der König hier stehen, so schickte er gewöhnlich sogleich hinab, um ihnen die Bittschriften abnehmen zu lassen. Dieser Weg, Wünsche oder Klagen vor den König zu bringen, wurde aber nicht bloß von den Bewohnern der Stadt und ihrer Umgebung gewählt, aus den fernsten Teilen des Landes sah man unter dieser Linde die Bittenden in ihrer heimatlichen Tracht stehen und hoffend und fürchtend ihre Blicke zu den Fenstern des königlichen Arbeitszimmers hinaufrichten. Die halbverwachsenen Narben, welche einige Fuß von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Pflücken und Zupfen herstammen, womit die Bittsteller in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verwundeten.

An diese Linde hat sich nun ein schöner Volksglaube angeschlossen. Wenn jemand nämlich um die Erfüllung eines Wunsches so recht in Sorge ist, dann geht er um Mitternacht unter die Linde am Schloß und schaut hinauf nach dem Eckfenster; scheint dieses dann wie durch ein blasses, weißes Licht von innen heraus erleuchtet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sein Wunsch in Erfüllung gehen wird. Ein Lichtschimmer aus Friedrichs des Großen Zimmer gilt als das beste Vorzeichen."

---

8. Die Mühle bei Sanssouci.

Als der alte Fritz sich das Schloß Sanssouci gebaut hatte, störte ihn, wie erzählt wird, das Geklapper einer dicht

daneben stehenden Mühle, und er ließ dem Müller sagen, er wolle sie ihm abkaufen, wie viel er auch haben wolle. Der Müller wollte aber nicht darauf eingehen. Da ließ ihn der König vor sich kommen. „Hör' Er," sagte der König, „seine Mühle stört mich, ich will sie Ihm abkaufen. Wie viel will Er denn dafür haben?" — Der Müller blieb aber dabei, daß er sie nicht verkaufen könne: es sei ein altes Familienerbe; sein Vater und sein Großvater hätten schon die Mühle gehabt, und er wolle sie auch seinem Sohne hinterlassen. Da wurde der König ärgerlich und drohte, er werde nicht viel Umstände machen: er werde die Mühle abschätzen lassen, wie viel sie wert sei, und dann ihm das Geld geben. Der Müller aber ließ sich nicht einschüchtern und meinte, das würde doch wohl nicht gehen, da müßte es ja in Berlin kein Kammergericht geben.

So gern der König die Mühle gehabt hätte, — die Antwort freute ihn doch, und er hieß den Müller gehen. Die Mühle aber steht noch heutzutage da, dicht bei Sanssouci.[12])

19. Der Spuk an der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam.

Bei der Garnisonkirche, in welcher Friedrich der Große begraben liegt, will man zu Zeiten allerhand Erscheinungen gesehen haben. Um Mitternacht hat man plötzlich Orgelspiel in derselben gehört, und es sah aus, als wenn die ganze Kirche erleuchtet wäre. Namentlich aber haben die Schildwachen, die dort des Nachts gestanden, öfter behauptet, es hätten sich mit einem mal die Thüren der Kirche geöffnet, und der alte Fritz, wie er leibt und lebt, sei hoch zu Roß herausgeritten gekommen; das Pferd hätte aber keinen Kopf gehabt! Wenn

er dann die Runde von der Breiten-Straße aus nach dem königlichen Stadtschlosse und Sanssouci gemacht, so sei er, wie er ausgeritten, wieder zurückgekehrt und verschwunden, wie er gekommen. Die Thüren hätten sich von selbst wieder geschlossen.

---

20. Der alte Fritz und der Bauer.

Der alte Fritz war zwar ein großer König; aber einmal ist ihm doch ein Bauer über gewesen. Der säete nämlich gerade Erbsen, wie der alte Fritz — es war in der Gegend von Potsdam — dazukam und ihn fragte: „Na, werden sie kommen?" — „Ja", sagte der Bauer, „wenn sie kommen, dann kommen sie nicht; wenn sie aber nicht kommen, dann kommen sie." Die Antwort hat der alte Fritz sich aber nicht zurechtlegen können, soviel er sich auch darüber den Kopf zerbrochen hat. Der Bauer aber hatte an die Tauben gedacht, welche den gesäeten Erbsen nachstellen, weshalb man diese auch auf die verschiedenste Weise gegen jene schützt, und deshalb also gemeint: „Ja; wenn sie (d. h. die Tauben) kommen, dann kommen sie (d. h. die Erbsen) nicht; wenn sie (d. h. die Tauben) aber nicht kommen, dann kommen sie (d. h. die Erbsen)."[13])

---

21. Der alte Zieten kommt nicht in Verlegenheit.

Es giebt eine Menge Geschichten, in denen der alte Fritz mit Zieten seinen Spaß hat und sich mit ihm neckt, wobei aber Zieten immer seinen Mann steht. Diese Geschichten sind oft sehr derber Art; eine harmlose ist noch folgende.

Der alte Fritz wollte einmal sehen, wie sich der alte Zieten helfen würde, und befahl, es solle ihm kein Löffel zur Suppe hingelegt werden. Als sie nun bei Tisch saßen und

die Suppe aufgetragen wurde, sagte er zu Zieten, der ihm gegenübersaß: „Nun lange Er zu; aber ein Hundsfott, wer heute nicht alles aufißt.“ Zieten that, als merke er die Absicht nicht, ihn in Verlegenheit zu setzen, sondern schnitt sich ruhig einen Löffel aus einem Kanten Brot, den er aushöhlte, und aß mit demselben seine Suppe. Wie er aber fertig war, sah er sich lächelnd bei Tische um und sagte: „Mit der Suppe wären wir fertig; aber nun, meine Herren, ein Hundsfott, wer nicht seinen Löffel ißt“, — und damit aß er ruhig den seinigen auf. [14])

22. Der Rabe mit dem Ringe am Rathenower Thor zu Brandenburg.

Auf der Spitze des Rathenower Thors zu Brandenburg sieht man einen Raben, in dessen Schnabel ein Ring mit daran befindlicher Kette sichtbar ist. Das Wahrzeichen hat folgende Bedeutung:

Als das Land noch katholisch war, kam einem der Brandenburger Bischöfe einst ein Ring weg, und da, so viel er auch hin und her sann, wer ihn genommen haben könnte, doch sein Verdacht sich immer wieder auf einen Diener lenkte, der allein in seinem Zimmer gewesen war, so befahl er, daß dieser wegen des Diebstahls mit dem Tode bestraft werde, und der Befehl wurde auch sogleich vollzogen. Darauf vergingen einige Jahre. Da wurde an dem Dache eines der Kirchtürme etwas gebessert, und man fand viele Rabennester und wunderbarer Weise in einem derselben den Ring, um dessentwillen der arme Diener hingerichtet war.

Da hat der Bischof jenes Wahrzeichen machen lassen, daß es für ewige Zeiten zur Warnung diene.

23. Die Einnahme von Rathenow und der Landrat von Briest.

In der Umgegend von Rathenow weiß man noch manches aus der Schwedenzeit zu erzählen, namentlich wie der Landrat von Briest auf Bähne dem Großen Kurfürsten geholfen, die Stadt zu überfallen und den Schweden wieder abzunehmen. Er hat, heißt es, die schwedischen Offiziere auf seinem Gute Curland, nördlich von Rathenow, den Abend vorher eingeladen und beim Mahle trunken gemacht, dann auch den Überfall des Wasserthores, in welches die Brandenburger eindrangen, durch eine Kriegslist ermöglicht. Im Morgengrauen (des 15. Juni 1675) schickte er nämlich Wagen mit Bier- und Branntweintonnen von seinem anderen Gute Bähne jenseits der Havel nach Rathenow, wie er oft vorher gethan. Statt der Knechte hatten sich aber Brandenburgische Reiter, die sich Kittel übergezogen, auf die Wagen gesetzt; auch in den Fässern steckten solche. So fuhren sie, als der Kurfürst mit seinen Truppen schon in der Nähe war, an das Thor und klopften an. Die Wache fragte, was sie wollten. Da rief der Briestsche Verwalter, der den Zug führte, hinüber: „Ik bringe ju Bier". Da ließen die Schweden sie hinein; die angeblichen Knechte aber zogen ihre Säbel und hieben die Wachen nieder, und so wurde das Thor genommen, und die Brandenburger drangen ein und nahmen die Stadt. Das war drei Tage vor der Schlacht von Fehrbellin.[15])

---

24. Wie der Teufelsberg im Pohlschen Luch entstanden.

In dem Pohlschen (oder Polzschen) Luch bei Friesack liegt ein Berg, welcher sich kegelförmig aus der ihn umgebenden Niederung erhebt und auf dem oben ein tiefes Loch ist. Der stammt von den Riesen oder Hünen, wie man sie auch nennt,

her und heißt der Teufelsberg. Da wohnte nämlich auf dem Hohen Rott ein Hüne und auf den Rüthschen Bergen ein Hünenmädchen. Da aber zwischen beiden Höhen das Luch war, mußte der Riese immer einen großen Umweg machen, um auf den Rüthschen Berg zu gelangen. Endlich fiel dem Hünenmädchen ein, wie sie das ändern könnte. Sie nahm eine Schürze voll Sand, that einen mächtigen Schritt in das Luch hinein und ließ die Erde fallen. Nun konnte der Hüne vom Rott mit zwei Schritten zu ihr hinüberkommen. Da aber, wo er mit dem einen Fuß auf den Teufelsberg auftrat, entstand das tiefe Loch, das noch jetzt auf dem Berge zu sehen ist.

---

25. Lippold v. Bredow und der Teufel.

„In alten Zeiten lebte auf der Burg Friesack Lippold v. Bredow, dem das Ländchen Friesack gehörte. Obgleich es reich an Dörfern, Feldern und Forsten war, so genügte ihm das bei seinem wilden Leben doch nicht, so daß er schließlich mit dem Teufel ein Bündnis machte, eine Sache, von der man früher viel gefabelt hat.“

„Schon Hartwig v. Bredow, heißt es in der Sage, war dem Teufel ergeben und dieser ihm dienstbar gewesen, so daß er über Stock und Block dahinfahren konnte, ohne Schaden zu nehmen, und oft, wenn es noch schneller gehen sollte, fuhr er durch die Luft dahin, ohne daß der Kutscher etwas merkte. So fuhr er auch einmal in gewaltiger Eile von Berlin nach Hause, und siehe, plötzlich stand der Wagen und war nicht von der Stelle zu bringen, und es schien, als säße er an einem eisernen Haken fest. Der Kutscher wollte absteigen und sehen, was zu thun wäre; aber Hartwig befahl ihm, er solle sitzen bleiben und sich ruhig verhalten. Es währte auch nicht lange, da zogen die Pferde wieder an und es ging weiter.

Der Kutscher wunderte sich; aber Hartwig sagte: „Wir waren dem Kreuz auf dem Kirchturm zu Spandau zu nahe gekommen; wärest du abgestiegen, so hättest du den Hals gebrochen!!!“

„Solch ein Bündnis machte nun auch Lippel oder wie man ihn auch nennt, Nepel Bredow mit dem Teufel und versprach ihm seine Seele, wenn der Teufel ihm jedes Verlangen erfülle; dabei aber machte Lippold die Bedingung, daß er frei wäre, wenn der Teufel einmal ihm etwas nicht gewähren könne. Dieser Bund wurde auf dem Teufelsberge im Polzschen Luch geschlossen, der daher eben seinen Namen erhielt. Nun lebte Lippold herrlich und in Freuden, und alle seine Wünsche wurden befriedigt. Dabei verlangte er oft die unmöglichsten Dinge; aber der Teufel that alles, was er wollte. So wollte er einmal über den Kleeßenschen See fahren, viere lang. Da mußte ihm der Teufel einen Damm mitten durch bauen, daß er immer geradezu fahren konnte, und hinter dem Wagen mußte er denselben stets gleich wieder abreißen, daß niemand ihm nachfolgen könnte.“

Mit der Zeit wurde es aber doch Lippold unheimlich zu Mute, und er ging deshalb tiefsinnig umher und war wie umgewandelt: er konnte gar nichts mehr ausdenken, was der Teufel nicht gleich ausführte. Das bemerkte sein Schäfer, und weil er ein kluger und treuer Mann war, fragte er Lippold nach der Ursache seines Trübsinns. Da erzählte ihm Lippold alles, und der Schäfer riet ihm, er solle vom Teufel verlangen, daß er ihm einen Scheffel bis zum Rande mit Gold fülle, den solle er aber in dem tiefen Loch, das oben auf dem Teufelsberg sei, anbringen und den Boden des Scheffels so einrichten, daß er von der einen Seite immer herunterklappe, wenn man etwas hineinschütte. Über diesen Rat war Lippold hoch erfreut und that alles, wie ihm der Schäfer geraten, und ging in der folgenden Nacht zum Teufel,

der auch bereit war, seine Forderung zu erfüllen. Die Stunde der Nacht wurde festgesetzt, wo der Teufel das Gold nach dem Teufelsberge bringen sollte."

„Als Lippold den Scheffel in das Loch eingesetzt, kam auch der Teufel schon keuchend unter einem schweren Sacke voll Gold durch die Luft heran. Aber wie viel der Teufel auch schüttete und schüttete, obwohl er einen zweiten und dritten Sack herbeiholte, der Scheffel wurde nicht voll; denn der halblose Boden klappte immer nach unten, und das Gold fiel durch. Verwundert rief der Teufel:

Lippel, Lippel, Lepel (oder Nippel, Nappel, Nepel)
Wat hest vöörn groten Schepel!

Noch einmal schleppte er einen gewaltigen Sack herbei, der war größer als die andern alle zusammengenommen. Aber es half nichts. Da war die Stunde um, und ärgerlich, daß er überlistet, fuhr der Teufel auf und davon. Dieses Geschäft machte Lippold auf dem Teufelsberge oder, wie man ihn auch nennt, dem Lippel-Lepelberg, und noch jetzt sieht man oben das tiefe Loch, über dem der Scheffel gestanden."

„Schließlich wollte der Teufel aber doch die Sache nicht für richtig anerkennen, und Lippold erlangte nur so viel, daß er ihm einen neuen Termin stellte. „Erst wenn das Laub abgefallen wäre," oder wie einige sagen: „wenn die Bäume ihr grünes Kleid verloren hätten," wollte er ihn holen."

„Nun hatte aber Lippold schon gelernt, wie man mit dem Teufel umgehen müsse. Als der Herbst da war und der Teufel kam, um ihn zu holen, da führt ihn Lippold in seinen Garten und wie sie da gehen, da zeigt Lippel auf eine Tanne und fragt ihn, ob die Nadeln nicht auch der Tanne Laub oder grünes Kleid wären, und da konnte der Teufel wieder nichts machen."

„Endlich muß er aber doch an ihn gekommen sein;

wenigstens behaupten einige, der Teufel habe ihn geholt. Neben der alten Burg von Friesack hatte Lippel nämlich sein Gerichtshaus. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ist das erst abgerissen worden, und die Steine lagen noch lange da. Da hielt Lippel sein Gericht ab. Wie nun die Zeit um war, da setzt sich Lippel in die Stube an den Tisch und schreibt und stellt einen Posten vor die Thüre, daß er bei Todesstrafe niemand hineinlassen solle. Nun kommt der Teufel und will hinein; der Posten will aber das nicht leiden. Da sagt der Teufel, er werde ihm den Hals umdrehen, wenn er ihn nicht vorbeiließe, und damit geht er vorbei und stößt die Thür auf. Plötzlich giebt es in der Stube ein großes Geschrei, und wie sie hineinkommen, ist nichts da als die Kleider von Lippel, die liegen an der Erde, und gerade darüber an der Decke ist ein großer Blutfleck. Und so oft sie auch darüber gestrichen haben, der Fleck ist immer wieder gekommen. „Meiner Mutter Schwester," sagte ein Erzähler, „hat da im Hause als Magd gedient und ihn gesehen. Ich würde es selbst nicht glauben, wenn sie es nicht erzählt hätte, aber so —!"

„Nach einer andern Erzählung soll es aber doch nicht wahr sein. Lippels Frau soll ihn vielmehr gerettet haben mit Hilfe des Kaplans, — es war nämlich noch zur katholischen Zeit, — und der soll auch deshalb von Lippel zum Dank das Rittergut Warsow bei Friesack bekommen haben. Als nämlich der Termin immer näher kam, an welchem ihn der Teufel holen wollte, und Lippel, der sonst so lustig, ja wild war, immer stiller wurde und sein Körper sichtlich dahinschwand, schöpfte seine Frau Verdacht, daß etwas nicht richtig sei, und weil sie eine kluge Frau war, besprach sie sich mit verständigen Leuten. Aber kein Heilmittel, das ihr geraten ward, half."

„Nun war damals in Friesack ein frommer Kaplan, mit dem besprach sie sich auch darüber und erfuhr von ihm, daß Lippel sich dem Bösen verschrieben hätte. Beide verabredeten nun, wie sie versuchen wollten, ihn zu retten. Lippel wurde nämlich immer unruhiger, seine Frau sah ihn oft zittern und ängstlich zusammenschrecken, so oft ein Reiter oder Reisewagen angemeldet wurde. Da sprach sie ihm nun Trost und Zuversicht ein und übernahm es, die Ankommenden zu empfangen, und Lippel war es zufrieden und versprach, in seinem Zimmer zu bleiben, bis die Fremden sich entfernt hätten."

„Da kam denn einst, als es mit Lippel immer übler ward, ein fremd aussehender Reisewagen in den Hof gefahren. Zwei fremdländische Herren stiegen aus demselben. Eilig ging Lippel auf sein Zimmer, während seine Frau hinging, sie zu empfangen. Die Fremden waren gar fein von Bildung und erfahren in Kunst und Sprachen und Länderkunde. Doch Lippolds Weib war es gleichfalls und dabei von so großer Anmut und feiner Rede, daß die Fremden ganz entzückt und es wohl zufrieden waren, ein Mahl einzunehmen und Lippolds Heimkehr zu erwarten, mit dem sie ein Geschäft zu erledigen hätten. Schnell ließ die Frau von Bredow die Tafel decken, mit den besten Speisen und erlesensten Weinen besetzen und nötigte darauf die Fremden zum Imbiß. Sie selbst nahm teil und, obgleich sie ahnte, wen sie bewirte, war sie doch so unbefangen und liebenswürdig, daß die Gäste arglos sich ergötzten an Speise und Trank und der lieblichen Rede des Weibes. Jetzt fiel, wie von ungefähr, der Hausfrau das Messer zur Erde, sie bückte sich, es aufzunehmen, und da sah sie, daß unter dem Gewande des älteren der Herren der Pferdefuß hervorragte. Sie erbebte; aber schnell gefaßt, sprach sie: „Verzeiht, ihr Herren, daß ich euch auf wenige Augenblicke allein lasse," und damit eilte sie hinaus und sandte, wie verabredet, zum Kaplan."

„Bald erschien er mit Stola und Weihwedel und harrte außen an der Thür des Speisesaales des weiteren. Sie selbst war wieder zu den Gästen geeilt und durch erhöhte Lieblichkeit und fesselnde Rede ergriff sie diese so, daß sie die Zeit außer acht ließen. Eben jetzt verrann der letzte Augenblick der Stunde, bis zu welcher der Teufel Macht über Lippold hatte, — da öffnet sich die Thür, und den Weihwedel schwingend, tritt mit dem Zeichen des Kreuzes und frommem Machtwort der Kaplan in den Saal. Und voller Entsetzen auffahrend, erheben sich die Gäste und fahren mit Geräusch und unter widerwärtigem Geruch zum Fenster hinaus."

„So war Lippold gerettet durch Liebe, Frömmigkeit und Klugheit seines Weibes unter Beistand des Kaplans. Dieser erhielt darauf, wie erwähnt, das nahe Rittergut Warsow zum Geschenk und so gut verbrieft, daß heut noch der Oberpfarrer in Friesack nicht nur die Einkünfte davon besitzt, sondern auch Patronats- und Obrigkeitsrechte hat. Einige behaupten zwar, Warsow hätte der Kaplan schon bei der Gründung von Friesack erhalten, wovon nachher noch, in der Sage von der Herkunft der Bredows, die Rede sein wird."[16])

26. Die Herkunft derer von Bredow.

Wie die Bredows ins Land gekommen, erzählt man sich so. Der Teufel hatte einmal Musterung auf der Erde gehalten und alle die Edelleute, die nicht mehr gut thun wollten, in einen großen Sack gesteckt und den auf den Rücken gethan und ist lustig damit zur Hölle geflogen. Wie er nun über dem jetzigen Friesack ist, so streift der Sack etwas hart an die Spitze des Kirchturms, so daß ein Loch hinein reißt und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten, wohl ein Viertel

der Bewohner des Sackes, ohne daß der Teufel es merkte, herausfallen. Das sind aber die Herren von Bredow gewesen, die nun nicht wenig froh waren, den Krallen des Teufels für diesmal entronnen zu sein. Zum Andenken nannten sie nun die Stadt, wo der Sack das Loch bekommen und sie befreit wurden, Frie-Sack, und von hier haben sie sich dann über das ganze Havelland verbreitet, wo sie einst so dicht bei einander saßen, als wären sie ordentlich „gesäet", und noch bekanntlich eine große Menge von Rittergütern in ihrem Besitz ist.[17]) Sie haben ihnen damals auch die Namen gegeben und zwar meist nach der Richtung des Weges, den die einzelnen einschlugen.

Der älteste der Brüder nämlich, der in Friesack blieb, sagte zum zweiten: „Gå beß (besser) hin", da nannte dieser den Ort, wo er sich niederließ, „Beßhin," woraus nachher Pessin wurde; ein dritter ging von Friesack, das am Rande des mächtigen havelländischen Luches liegt, landeinwärts, darum nannte er seine Ansiedlung „Land in"; ein vierter ging denselben Weg entlang wie der zweite und baute „Selbelang"; ein fünfter ging von dort aus rechts zu (rechts too) und baute Reetzow, und der letzte endlich nannte sein Dorf Bredow.

Im Sack war noch ein Herr v. Arnim. Als der sah, daß es den Bredows so gut gegangen, wollte er nachspringen, ehe der Teufel das Loch wieder zumachte; da riefen ihm die andern, die noch im Sack waren, zu: „Wag's nit! Wag's nit!" er aber wagte es doch und kam auch glücklich hinunter. Da hat er das Dorf Wagnitz gebaut.

Einige meinen, der Prediger von Friesack habe dabei seine Hand im Spiel gehabt, daß der Teufel mit dem Sack an die Kirche angestreift und dieser so ein Loch bekommen. Der Prediger hätte gerade vor der Kirche gestanden, wie der Teufel mit dem Sack über den Ort weggefahren, und habe, als er dies gesehen, einen Bann gesprochen, daß der Teufel

ganz irre geworden und so mit dem Sack gegen die Kirchturmspitze gekommen sei. Deshalb hätten die Bredows der Kirche auch das Rittergut Warsow geschenkt, welches, wie schon in der Nippel-Nepel-Sage erwähnt, noch heutzutage der Ober-Prediger von Friesack mit allen Patronats- und Obrigkeitsrechten besitzt.

Das ist die gewöhnliche Sage von der Herkunft der Bredows. Andere behaupten, Kleeßen das sei ihr eigentliches Stammhaus. Der alte Graf, welcher so der Stammvater war, hatte 24 Söhne, die er überall ansiedelte, daher ihre Verbreitung. Einem baute er das Gut Friesack aus, und das ist seitdem der Hauptplatz geworden. Da kommen auch allnächtlich zwischen 12 und 1 Uhr die alten Bredows mit ihren Frauen zu Turnier und Lustbarkeit auf einer bestimmten Stelle in der Nähe des Judenkirchhofs zusammen. Der frühere Nachtwächter, der war ein Sonntagskind, der hat gesehen, wie der Zug der Geister immer nur so von Kleeßen herübergekommen. Dann begann ein unheimliches Leben, aber um 1 Uhr stob alles auseinander, und es war, als wäre nichts gewesen.[18])

27. Der Blutfleck im Schloßturm zu Wagenitz.

Außer von Nippel-Nepel erzählt man sich im Havellande auch sonst noch viel von den Bredows aus alten Zeiten. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wohnte z. B. einer in Wagenitz, der setzte sich, als die Schweden ins Land drangen, gegen einen Haufen derselben, die in sein Dorf einfielen, zur Wehr, verrammelte das Thor seines Schlosses mit Brettern und Mist und schoß mit seinen Leuten vom Turm herab auf die anstürmenden Feinde. Auf die Dauer vermochte er aber ihrer überlegenen Anzahl doch nicht mehr zu widerstehen.

Wie er den Turm nicht mehr halten konnte, zog er sich auf ein kleines Zimmer in demselben zurück. Aber auch hierhin folgten ihm die Feinde, und er fiel als ein Opfer ihrer, durch den langen Widerstand nur vermehrten Wut. Die Stelle, wo er sein Leben ausgehaucht, bezeichnet ein großer Blutfleck, und diesen vermag nichts hinwegzuwaschen.

28. Der Birnbaum auf dem Kirchhofe zu Ribbeck.

Auf dem Kirchhofe zu Ribbeck steht auf der südwestlichen Seite der Kirche ein gewaltiger wilder Birnbaum, ein Knödelbaum, wie die Leute einen solchen in der Mark nennen; der ist aus einem Grabe herausgewachsen. Das soll nämlich so zusammenhängen. Der alte Herr von Ribbeck, der da begraben liegt, war ein großer Kinderfreund und hatte immer etwas für die Kinder in der Tasche. Besonders liebte er Birnen und, wenn diese reif waren, ging kein Junge oder Mädchen bei ihm unbeschenkt vorbei.

Als er nun starb, da dauerte es nicht lange, so kam ein Reis eines Birnbaumes aus seinem Grabe hervor, das wurde bald zu einem stattlichen Baum, der reichlich Früchte trug. Man glaubte allgemein, der alte Herr habe noch, wie er begraben worden, eine Birne in der Tasche gehabt und ein Kern derselben habe so wunderbar Wurzel getrieben, damit es der Dorfjugend auch nach seinem Tode nicht an Birnen fehle.[19])

29. Land abgepflügt.

Zu Klein=Paaren war einmal ein Bauer, der pflügte betrügerischer Weise das Feld seiner Nachbarn ab und verrückte nachher die Grenzsteine. Dafür aber hat ihn die Strafe des

Himmels getroffen; denn kaum war er tot, so erschien er des Nachts an der Stelle, wo er sich versündigt hatte. Da hörte man sein „hüh" und „hott"; denn er mußte das abgepflügte Land wieder anpflügen. Und jedesmal, wenn er eine Furche gezogen, hieß es, falle immer nur ein Sandkorn wieder auf die richtige Seite. —

Oft hörte man ihn auch, wie er keuchend einen gewaltigen Grenzstein daher trug, und dann pflegte er kläglich zu rufen: „Wo soll ich ihn denn hinlegen? Wo soll ich ihn denn hinlegen?"

Einige sagen, jetzt spuke es nicht mehr da, und erklären auch, wie dies geschehen. Es sei nämlich einmal ein Prediger dazu gekommen, wie jener den erwähnten Ruf ausgestoßen, und da habe der gesagt: „Nun leg' ihn in Gottes Namen wieder hin, wo du ihn gefunden hast." Das habe auch jener gethan, und seit der Zeit habe man ihn nicht wieder gehört; er sei wohl eben erlöst worden.

30. Das Irrlicht zu Ferchesar.

Einmal ist einem Kuhhirten zu Ferchesar bei Rathenow etwas Kurioses mit einem sogenannten Irrlicht oder, wie man es dort auch nennt, einem Lüchtemännchen, passiert. Wie er mit der Herde abends nach Hause kam, fehlte ihm eine Kuh. Da kehrte er wieder um, sie zu suchen, konnte sie aber nicht finden. Endlich setzte er sich vor Ermüdung auf einen alten Baumstumpf und wollte sich eine Pfeife anstecken. Wie er aber da so sitzt, kommt auf einmal ein großes Heer von Lüchtemännchen an, die tanzen wild um ihn herum, daß einem andern wäre angst zu Mute geworden. Er war aber dreist und blieb ruhig sitzen und stopfte sich seine Pfeife. Als er sie indes anstecken wollte und Feuerstahl und Stein,

sowie die Schwammbüchse hervorzog, da flogen ihm die Lüchtemännchen nur so um den Kopf herum, daß er jeden Augenblick dachte, sie würden ihm die Haare versengen. Deshalb nahm er seinen Stock und schlug gewaltig um sich; aber je mehr er um sich schlug, desto mehr Lüchtemännchen kamen, so daß er endlich zugriff, um eins zu haschen, und da hatte er auf einmal einen Knochen in der Hand; die andern aber waren verschwunden. Ruhig steckte er nun den Knochen in die Tasche, brannte seine Pfeife an und ging nach Hause.

Andern Morgens trieb er mit der Herde wieder hinaus und fand auch seine Kuh wieder; als er aber abends nach Hause gekommen und es schon dunkel geworden war, da sah er ein paar Lichtchen vor seinem Fenster und, weil er glaubte, es sei ein Nachbar, der mit der Laterne zu ihm komme, um sich wegen eines kranken Viehes bei ihm Rat zu holen, öffnete er das Fenster. Da sah er die ganze Dorfstraße voll von Lüchtemännchen; die kamen in gewaltigen Haufen dahergehüpft, wirbelten unruhig durcheinander und riefen: „Giebst du uns unsern Kameraden nicht heraus, so stecken wir dir's Haus überm Kopf an!" Da fiel ihm der Knochen wieder ein, und er sagte: „Ach so macht doch kein dumm Zeug, der Knochen kann doch euer Kamerad nicht sein!" Aber sie riefen nur immer lauter: „Giebst du uns unsern Kameraden nicht heraus, so stecken wir dir's Haus überm Kopf an!" Da dachte er, es könnte wohl ernst werden, nahm den Knochen, legte ihn sich auf die flache Hand und hielt ihn zum Fenster hinaus. Da war er sogleich wieder ein hellflackerndes Lüchtemännchen und hüpfte davon, und die andern alle umringten es wie im Jubel und hüpften und sprangen zum Dorfe hinaus.

31. Die wilde Jagd.

Eine Sage, welche noch vor allen aus der alten Heidenzeit herstammt, ist die vom wilden Jäger.[20]) Besonders knüpft sie sich an waldreiche Gegenden. Unter Brausen zieht da die gespenstige Erscheinung meist des Nachts durch die Luft. Man hört lärmende Stimmen und zwischen durch das „Giff Gaff“ der Hunde; es ist ein Gejuche, heißt es, daß einem die Haare zu Berge stehen. Dabei fliegt den Hunden Feuer aus Maul und Nase und „der wilde Jäger“ selbst erscheint oft ohne Kopf, bald zu Fuß, bald zu Pferde. Man muß wenn er ankommt, sich hübsch mitten auf dem Wege halten oder zur Erde ducken, dann zieht die Jagd über einem fort und thut einem nichts. Wer aber übermütig ist und sie reizt, dem geht es meist schlecht.

Namentlich darf man nicht in das Hallo der wilden Jagd einstimmen oder ihr nachrufen, sonst wirft's eine Pferdekeule mit dem Ruf herab:

Hast du mit helfen jagen,
Mufst du auch mit helfen knagen, oder:
Sollst du auch helfen tragen,

und die kann man dann nicht wieder los werden, die ist einem auf dem Rücken festgebannt oder riecht so übel, daß sie das ganze Haus mit Modergeruch erfüllt.

Selbst wenn man unter Dach und Fach ist, kann die wilde Jagd einem etwas anthun. Das erfuhr einmal ein Herr von Arnstädt in Groß-Kreuz bei Brandenburg. Der lag eines Abends bereits im Bette, als er die wilde Jagd daherbrausen hörte. Nun war er ein gar lustiger und übermütiger Herr und rief darum hinaus „Halb Part“, schlief darauf ein und erwachte erst früh am Morgen. Aber wie war er verwundert, als er die Augen aufschlug! Dicht vor

seinem Fenster hing an einem gewaltigen Haken eine große Pferdekeule. Von solcher Jagdbeute hätte er nun freilich nicht der Halbpartner sein mögen, darum ließ er sie fortbringen; aber kaum war's geschehen, hing sie auch schon wieder da. Das kam ihm doch gar wunderbar vor. Zuletzt dachte er, vielleicht liegt's am Haken, und ließ den, obgleich es große Mühe kostete, herausziehen; doch mit dem ging's ebenso, wie mit der Keule: er war nur eben heraus, und man hatte den Rücken gewandt, so saß er schon wieder so fest darin, wie zuvor, und die Pferdekeule hing auch wieder da, und so mag sie wohl auch heute noch da hängen.

Es ist übrigens kein gewöhnliches Wild, das der wilde Jäger jagt, sondern auch so ein Gespenst, das zu Zeiten ganz wunderbare Gestalt annimmt. War einmal bei Priort ein Pferdeknecht. Der ist gerade des Nachts in der Koppel, und die lag an einem Kreuzweg. Da kommt eilig eine Frauensperson dahergelaufen, die bittet ihn, er möge sie doch über den Weg bringen, — denn einen Kreuzweg können Geister nicht so leicht passieren. Anfänglich wollte er es nicht; aber da sie ihn so flehentlich bat, that er es doch zuletzt, und als sie nun hinüber war, da lief sie so eilig fort, als sie nur immer vermochte, und ward wunderbarer Weise immer kleiner und kleiner, bis sie zuletzt nur noch auf den Knieen lief.

Gleich danach kam aber der wilde Jäger mit seinen Hunden daher und verlangte von dem Hirten auch über den Kreuzweg gebracht zu werden, denn er jage nun schon seit sieben Jahren nach jener Frau; wenn er sie aber in dieser Nacht nicht bekäme, so sei sie erlöst. Da brachte ihn denn der Hirt samt seinen Hunden hinüber, und es dauerte auch nicht lange, so kam der wilde Jäger wieder zurück und hatte die Frau quer vor sich auf dem Pferde liegen. —

Ähnliches erzählt man an verschiedenen Orten unter

allerhand Zusätzen. Bei Hohennauen wirbelte z. B., sagen sie, das gespenstige Weib wie ein „wittes klût“ fort, — ein wittes klût ist ein gewöhnlicher Spuk in den Kindergeschichten im Havellande, — und die wilde Jagd hinterher, und das war ein Gekliff und Geklaff der Hunde, das war entsetzlich. Bekommen aber, heißt es hier, haben sie es nicht.

Der wilde Jäger soll aber „verwünscht“ sein, „ewig“ durch die Luft zu jagen, weil er von Jagdlust so besessen war, daß er erklärte, wenn er immer jagen könne, so wolle er Gott seinen Himmel wohl lassen. Andere sagen, er hätte am Weihnachtstage oder am Karfreitage oder an einem Sonntage während der Kirche gejagt und sich verschworen, er müsse an dem Tage einen Hasen haben und sollte er „ewig“ jagen! Wegen dieses Frevels jagt er nun noch immer.[21])

32. Von den Hexenfahrten zu Walpurgis.

Zu Wůlbern-Abend (Walpurgis-Abend den 1. Mai) ziehen die Hexen nach dem Blocksberg, das ist ein uralter Aberglaube. Auf Ziegen, Hähnen, Besen, Ofengabeln und dergleichen fahren sie dorthin durch die Luft. Wo sie vorbei kommen und Zutritt zu den Ställen finden, da behexen sie angeblich das Vieh. Deshalb muß hier alles gehörig verschlossen sein, und man darf nicht vergessen, drei Kreuze mit Kreide an die Stallthüren zu machen, dann können sie nicht ankommen.

Früher hatte man noch viele Geschichten wie es am Blocksberg auf den nächtlichen Festen, bei denen der Teufel den Vorsitz führen sollte, üppig zuging. Mit der Zeit aber sind die Menschen „to upgeklärt“, wie es heißt, geworden und reden nicht mehr viel davon. Nur folgende Stückchen kennt man noch fast überall im Havellande.

Ein Schäfer besuchte am Abend vor der Walpurgisnacht seine Braut. Als er gegen 12 Uhr auf der Ofenbank wachend, jedoch mit geschlossenen Augen, lag, bemerkte er, daß seine Braut und seine Schwiegermutter, die ihm schon als Hexen verdächtig waren und wähnten, er schliefe, sich zur Reise nach dem Blocksberg rüsteten. Indem er sich weiter schlafend stellte, beobachtete er sie und bemerkte, daß beide sich die Gelenke mit einem Öl einrieben und dann mit dem Spruche:

„Up un davan
Un nenewegent an“

zum Schornstein hinaus ins Freie fuhren. Sogleich war sein Entschluß gefaßt: er wollte ihnen nach und erfahren, was sie weiter thun und treiben würden. Er that also, wie er gesehen; er rieb sich mit dem Öl ein, welches die beiden hatten stehen lassen, und wollte nun mit demselben Spruche folgen. Doch ach! er hatte wohl nicht recht gehört, denn indem er sprach:

„Up un davan
Un allewegent an“

fuhr er zwar ebenfalls zum Schornsteine hinaus; aber er wurde überall gegen geschleudert und kam endlich an Haupt und Gliedern ganz zerschlagen in der Hexenversammlung am Blocksberg an.

Wenngleich man nun anfangs bei seinem Erscheinen ein wenig erschreckt war, einen Fremden unter sich zu sehen, so hatte man sich doch bald darin gefunden. Man gab ihm auch eine Klarinette, die er ja zu blasen verstand, in die Hand, und nun mußte er mit Musik machen, und die Hexen tanzten nach Herzenslust bis kurz vor 1 Uhr. Dann kehrte jede schleunigst heim, wie sie gekommen war, um mit dem Schlage „Eins“ an Ort und Stelle zu sein. Auch unser Schäfer kam glücklich wieder nach Hause; als er aber sein

Instrument näher betrachtete, welches er in der Hand behalten hatte, war es ein „toter Kater“, auf dessen „Schwanzspitze“ er geblasen.

Ein anderes Mal wollte ein Knecht eine ähnliche Zusammenkunft der Hexen belauschen und hatte sich deshalb mit anderen Knechten unter einem Paar Eggen versteckt, die an dem Platze gegeneinander standen; denn unter solchen ist man vor den Hexen geschützt. Leider aber sah sein Rockzipfel hervor; und somit hatten die Hexen Anteil an ihm und faßten ihn daran und entführten ihn in die Luft. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

33. Die Butterhexe in Wagenitz.

Mit dem Melken und Buttern sollten die Hexen besonders allerhand Teufelswerk treiben und die abenteuerlichsten Geschichten wurden davon erzählt. So hieß es z. B., in Wagenitz sei eine Frau gewesen, die war eine Butterhexe. Das kam so heraus. Sie hatte immer die beste Butter und verkaufte sie nach allen Seiten. Einmal hatte ihre Schwester in Friesack nun einen Topf Butter von ihr erhalten, der wurde nie leer, es war immer Butter darin. Da sagte sie es ihrer Schwester in Wagenitz, die Butter nähme ja gar kein Ende. Da meinte diese: „Dann hast du meinen Topf erhalten.“ Da sah die Schwester nach und siehe, auf dem Grunde saß eine Muggel (Kröte). Da wußte sie, wie es zusammenhing.

Aber auch die Leute in Wagenitz hatten es schon längst gemerkt, daß es mit der Butter nicht ordentlich zugehe und paßten auf. Und richtig, wie es Abend war, da leuchtete es in dem Keller der Frau in blauen, gelben und roten

Flammen auf. Und es dauerte nicht lange, da kam eine große Katze aus dem Keller, die war aber so mager, nur Haut und Knochen. Und die ging hinüber nach dem Schloß. Und es dauerte nicht lange, so kam sie aus dem dortigen Milchkeller heraus und war so dick, daß sie sich kaum bewegen konnte.

Wie sie nun in ihrem Keller verschwand, da paßten die Leute am Fenster auf und sahen, wie alles wieder hell aufleuchtete, und die Katze den Rahm nur so in eine Butte spie! Da wußten sie, daß es die Hexe gewesen und woher sie den Rahm holte, aus dem sie die schöne Butter machte.

Es hat aber mit ihr auch kein gutes Ende genommen, denn eines Tages lag sie tot in ihrem Keller, das Genick umgedreht. Ihre Verwandten sagten zwar, sie sei die Treppe heruntergestürzt, aber niemand glaubte es. Der Teufel hatte ihr offenbar den Hals umgedreht.[22])

34. Koboldsgeschichten aus der Umgegend von Potsdam.

Bei Werder gab es früher eine Menge Leute, welche weder ernteten, noch backten, noch butterten, noch melkten und dennoch hatten sie immer ihre Böden voll, immer Butter, Brot und Milch im Hause. Ja, selbst nicht einmal ihr Mittagbrot kochten sie sich selbst und dennoch hatten sie immer die schönsten Speisen des Mittags und Abends auf dem Tisch zu stehen. Das machte, ein Kobold trug es ihnen alles zu. Durch den Schornstein zog er ein und aus, und oft hat man ihn des Abends wie einen feurigen Wiesbaum*) am Himmel

*) Die lange Stange, welche über einem Heuwagen u. dergl. der Länge nach liegt und vorn sowie hinten mit Stricken straff angezogen wird, damit nichts von der Ladung abfalle.

hinziehen und wie eine Sternschnuppe in das Haus einfallen sehen, wo er hingehörte. Für gewöhnlich hielt er sich auf dem Boden des Hauses auf und lag in einem Faß meist in Tiergestalt als ein Kalb oder weißes Lämmchen und wurde dann ordentlich von den Leuten gefüttert.

Oft erschien er auch als ein dreibeiniger Hase oder als eine große, schwarze Katze, und mit einer solchen ist einmal eine kuriose Geschichte in Fahrland passiert. Ein Knecht aus Fahrland, heißt es, fuhr einmal Getreide nach Potsdam und verkaufte es dort auf dem Markte. Als dies geschehen war, spannte er seine Pferde aus und brachte sie wie gewöhnlich in den Stall eines ihm bekannten Bierbrauers. Hier bemerkte er eine große, schwarze Katze, die ihm sehr gefiel, und da man dergleichen Tiere zu nehmen nicht für Diebstahl hält, so lockte er sie an sich, fing sie und nahm sie mit, damit sie seine Stallkatze würde. Zu Hause angekommen, brachte er sie in die Stube seines Bauern, damit sie sich erst an die Hausbewohner gewöhne, setzte ihr Milch vor und streichelte ihr den Rücken, so daß sie einen krummen Buckel machte und es ihr bereits ganz wohl zu werden anfing und sie sich behaglich hinter die Hölle*) legte. Mitten in der Nacht, es war gerade zwischen zwölf und eins, wacht der Bauer auf, denn er hört, daß es von der Hölle her ganz laut ruft: „Watt sall ick denn brengen? Watt sall ick denn brengen?" „I," sagt der Bauer, „einen halben Scheffel Weizen!" und schläft wieder ein. Nicht lange, so hört er's wieder rufen und sagt diesmal einen halben Scheffel Gerste, darauf verlangt er noch anderes, bis es endlich im Turm eins schlägt, die Stimme nicht mehr fragt, und er wieder in Schlaf fällt.

---

*) Ein gewöhnlich schmaler Raum zwischen dem großen Stubenofen und der Wand.

Frühmorgens, als er aufwacht, findet er Weizen, Gerste und alles übrige Verlangte vor der Thür stehen und will sich eben recht über die prächtige Katze freuen, als der Potsdamer Bierbrauer, dem einer gesagt haben mußte, daß der Knecht die Katze mitgenommen, demselben die Katze abfordern und zugleich verkündigen läßt, daß er sich nie wieder unterstehen solle, irgend etwas von seinem Hofe mit wegzunehmen.

Die Katze war nämlich ein Kobold und darum konnte auch der Brauer über ihren Raub mit Recht so erzürnt sein.[23])

35. Die weiße Frau auf dem Räuberberge bei Feeben.

Auf dem sogenannten Räuberberge bei Feeben ist es nicht recht geheuer, denn oft, wenn die Fischer aus Göttin, das unweit davon liegt, in seine Nähe gekommen sind, haben sie gehört, daß es gewaltig hinter dem Kahn herrauschte, und gesehen, wie sich im Wasser etwas Weißes, das wie ein Schwan aussah, hob, als wolle es noch schnell in den Kahn hineinspringen.

Oft läßt sich auf dem Berge auch eine weiße Frau mit einem Schlüsselbunde sehen, und so zeigte sie sich namentlich einmal einem Fischer, der dort seine Netze auswarf, denn, wie er eben ans Ufer kommt, sieht er sie plötzlich vor sich stehen. Da sagt sie ihm, seine Frau sei daheim eben mit einem Knaben in Wochen gekommen, und bittet ihn, er möge doch nach Hause gehen, das Kind holen und ihr bringen, damit sie es küsse, dann werde sie erlöst werden. Der Fischer fuhr auch sogleich nach Hause, wo er alles fand, wie es ihm die weiße Frau gesagt hatte. Nun wollte er sie wohl gern erlösen, wußte aber doch nicht, ob er es wohl thun dürfe, und ob es wohl nicht gar etwa seinem Kinde Schaden oder Tod bringen möchte. Er ging daher zu den Nachbarsleuten umher,

allein da konnten sie ihm ebensowenig raten, wie er sich selber. Da ging er denn zuletzt zum Prediger, der sagte dann, er dürfe es wohl thun, aber das Kind müsse zuerst getauft werden. Da ließ er es schnell taufen und fuhr nun mit dem Knaben hinüber nach dem Räuberberg. Wie er jedoch da ankam, fand er die weiße Frau weinend und wehklagend, denn das war eine der Bedingungen, die ihr gesetzt waren, daß das Kind, durch welches sie erlöst sein sollte, nicht getauft sein dürfte. Und so erscheint sie immer noch je zuweilen auf dem Räuberberg und harrt, daß der Erlöser kommen solle.

36. Wie ein Göttiner Fischer einst den Tod übergesetzt.

Da ist einmal in Göttin ein Fischer gewesen, der hat sein gutes Brot gehabt, weil er Tag und Nacht auf den Beinen war. Wie er nun einmal spät abends seine Netze an der Havel trocknet und eben damit fertig ist, hört er, wie einer von der andern Seite, da wo der Räuberberg liegt, ruft: „Hol' über". Weil es nun schon spät war, verwundert er sich und fragt: „Wer ist denn da?" Aber der auf dem Räuberberg sagt weiter nichts als: „Hol' nur über," und da hat er seinen Kahn abgemacht und ist hinübergefahren.

Als er nun auf der andern Seite ankommt, stand da so ein großer schwarzer Kerl, der sagte: „Fahr mich über," und da nahm der Fischer sein Ruder und fuhr los. Aber er hatte kaum vom Lande abgestoßen, da sank das Ende, wo der Schwarze saß, tief in das Wasser, und der Fischer kam ganz in die Höhe zu sitzen, so daß er in seinem Sinn dachte: „Wenn du doch erst zu Hause wärst!" Da ruderte er mit aller Kraft und brachte auch zuletzt den Kahn glücklich hinüber.

Als sie nun am Lande waren, sprang der Schwarze heraus und sagte: „Das Fährgeld liegt am Ende," und wie

der Fischer hingeht und zusieht, liegt da ein großer, mächtiger Haufen Gold. Der Schwarze aber steht am Wasser und sagt zum Fischer: „Nun möchtest Du auch wohl wissen, wen Du übergeführt hast?“ „Ja,“ sagt der Fischer. „Nun, Du hast den Tod übergeführt,“ meint der Schwarze, „und weil Du das gethan hast, sollst Du am Leben bleiben; aber das ganze übrige Dorf soll aussterben,“ und damit verschwand er. Und so, wie der Tod dem Fischer es gesagt, ist es auch gekommen; das ganze Doef ist ausgestorben, nur der Fischer ist übrig geblieben und ist ein reicher, reicher Mann geworden, und seine Kinder leben noch bis auf diesen Tag in Göttin und sind reiche Leute!

---

37. Selbergedan und der Wassernix.

War mal ein Schiffer bei Deetz an der Havel, der hatte sich vor den Wind gelegt und wollte sich ein Gericht Fische fangen. Als er nun genug geangelt hatte, machte er sich ein Feuer an, sie zu braten. Wie er nun die Fische in der Pfanne über dem Feuer hat, — es war so um die Schummerzeit, — taucht plötzlich ein Wassernix aus der Havel auf, das war ein ganz kleines Kerlchen, so groß wie ein Hahn, der hatte eine rote Kappe auf, und stellt sich so neben ihn hin und fragt ihn, wie er heiße. — „Wie ich heiße,“ sagt der Fischer, „ich heiße Selberjedân“. „Na,“ sagt der Wassernix — und kann kaum reden, weil er den ganzen Mund voll Padden (Frösche) hat, — „Selberjedan, ik bedrippe di“ (ich bespeie dich). — „J,“ sagt der Schiffer, „das sollst du einmal thun, dann nehm' ich einen Stock und schlag' dich krumm und lahm.“ Aber der Wassernix kehrt sich nicht daran und sagt noch einmal „Ik bedrippe di“, und ehe sich

mein Schiffer es versieht, speit er ihm alle Padden in die Pfanne. Da wurde der Fischer ärgerlich und nahm seinen Stock und schlug gewaltig auf den Wassernix los, daß dieser ganz jämmerlich zu schreien anfing und alle Wassernixe ihre Köpfe aus dem Wasser steckten und ihn fragten, wer ihm denn etwas gethan, daß er so schreie. Wie nun aber der Wassernix antwortete „Selbergedan“ und sie das hörten, da sagten sie: „Hast du dir selber etwas gethan, dann ist dir nicht zu helfen“, und damit tauchten sie wieder unter. Da sprang auch der geschlagene Wassernix wieder in die Havel. Er hat aber nie mehr einen Schiffer „bedrippt“.[24])

---

38. Die Riesen am Trebelsee.

Als noch die Riesen hier zu Lande waren, da war der Trebelsee noch nicht, den haben sie erst ausgegraben, und die Erde, die sie herausholten, das ist der Eikeberg. Als sie beinahe fertig waren, kam noch einer derselben mit einer Schürze voll Erde daher, und wie er an die Stelle kam, wo jetzt der Springberg liegt, ging ihm der Schnippel an seiner Schürze auf, so daß ihm etwas Erde zu Boden fiel und das ist der Springberg. Da that er noch einen Schritt und warf das Übrige zu Boden, da er es nicht mehr halten konnte, und das ist nun der Flachsberg bei Deetz.

Dicht vor Brandenburg liegt beim Exerzierplatz ein Stein, an dem sind die Eindrücke der fünf Finger einer Hand zu sehen, die rühren von einem Riesen her, der ihn, als der Brandenburger Dom gebaut wurde, hierher schleuderte, um damit das neue Gotteshaus zu zertrümmern. Nach anderen hat ihn Frau Harke geschleudert (s. unten Frau Harke).

---

39. Die Zwerge oder Unterirdischen schieben ein Wechselbalg unter.

Außer den Riesen soll es vordem auch Zwerge gegeben haben. Die sind so klein gewesen, sagt man in Liepe bei Rathenow, daß ihrer neun in einem Backofen haben dreschen können. Unter der Rüster am Hause des Küsters haben sie dort ihren Ein- und Ausgang gehabt, und von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt „unter der Erde" nennt man sie auch allgemein „die Untererdschken", d. h. die Unterirdischen.

Überall weiß man noch von ihnen zu erzählen.[25]) Oft waren sie den Menschen hilfreich, dann aber auch bösartig. Namentlich hatte man „die Unterirdischen" zu fürchten, so lange ein Kind noch nicht getauft war. Bis dahin mußte man immer ein Licht in der Wochenstube brennen lassen, oder die Mutter ein Gesangbuch unter dem Kopfkissen haben, sonst kamen „die Unterirdischen" und stahlen das Kind und schoben ein garstiges „Wechselbalg" unter, wo dann schwer zu helfen war.

Einmal war es in einem Hause versehen worden; die Frau hatte es aber noch nicht gemerkt. Wie sie aber Feuer anpinkte (anmachte mit Stahl und Schwamm), da sagte das Wechselbalg:

Ik biin so old
as Böhma gold;
åber so'n licht anmåken hef'k noch nich sêen.*)

Da wußte die Frau, wie es stand, und nahm eine Rute und hat das Balg so lange gottesjämmerlich geschlagen, bis die Unterirdischen es sich wiederholten und ihr Kind wiederbrachten.

---

*) Ich bin so alt, als böhmisches Gold; aber ein solches Lichtanmachen habe ich noch nicht gesehen.

Ein anderes Mal merkte es die Frau, als sie das Essen kochte und hineintrug. Kaum hatte sie die erste Schüssel hingesetzt und war hinausgegangen, die zweite zu holen, so war, als sie wieder hereinkam, die erste schon leer. Da dachte sie: „Das willst du wohl kriegen" und that als Speck an den Brei ein paar alte Schuhsohlen. Wie sie ihn nun aufgetragen, stellte sie sich hinter die Thür. Und richtig, da kam auch schon das Balg an. Als es aber statt des Specks die Schuhsohlen fand, war es ganz verwundert und rief:

Ik biin so old
as Böhma gold
un hew doch noch kên schôsålen êten.

Als das die Frau hörte, sprang sie hinter der Thür hervor und schrie: „Du verwünschter unterirdischer Racker! Ich habe gedacht, ich habe mein Kind in der Wiege, und nun habe ich da so'n Wechselbalg, das mir alles Essen auffrißt; dich schlage ich tot." Da bekam das „Untererdschken" mit einem male Beine und lief, was es laufen konnte. Wie die Frau aber in die Kammer kam, da schrie auch schon ihr alt Jüngelchen wieder in der Wiege; die Unterirdischen hatten es geschwind wiedergebracht. Ähnliches soll früher öfter vorgekommen sein; jetzt aber sieht und hört man nichts mehr von ihnen.[26])

40. Die sogenannten „Zwölften" und „Frau Harke".

a) Die Zwölften.

Wenn zur Weihnachtszeit die Tage anfangen wieder länger zu werden, dann atmet der Landmann auf; ihm däucht der schlimmste Teil des Winters vorüber zu sein. Das war auch der Grund, weshalb schon unsere heidnischen Vorfahren zu dieser Zeit in neu erwachender Hoffnung ein Fest begingen, nämlich das der sogenannten „Wintersonnenwende."

Man nannte diese Zeit und nennt sie noch jetzt in der Mark, wie meist auch im übrigen Norddeutschland, die Zwölften, und rechnet sie nach christlichem Kalender jetzt von Weihnachten bis Groß-Neujahr, d. h. bis zum 6. Januar. Der Landmann merkt sich namentlich genau die Witterung des einzelnen Tages; denn in den Zwölften, heißt es, wird der Kalender des nächsten Jahres gemacht, und jedem Tage entspricht in betreff der Witterung ein Monat des kommenden Jahres, je nachdem jener trocken oder naß, windig u. s. w. gewesen.

Unsere heidnischen Vorfahren dachten sich eben um diese Zeit die Götter des neuen Jahres einziehend in das Land und feierten bei dem nun wieder zunehmenden Tageslicht den Beginn einer neuen Zeit, welche wieder frisches Leben, Frühling und Sommer den Menschen bringen würde.

Mancher Aberglaube und allerhand Gebräuche, die sich noch jetzt an die Zwölften knüpfen, kennzeichnen jenen Charakter. Ja in gewissen Redensarten haben sich nebenbei sogar noch, wenn auch unbewußt, die alten heidnischen Götternamen im Munde des Volks erhalten: in der Priegnitz nämlich, wie im Mecklenburgischen der Name des alten deutschen Gottes Wodan oder Gwodan unter den Formen „Wode" oder „Gode", in der Uckermark der seiner Gemahlin Frick, für die dann höchst bedeutsam in den Havellandschaften eine Frau Harke eintritt. Wenn nämlich die Mädchen zu jener Zeit, die eben als festliche galt, ihren Wocken nicht abgesponnen hatten, dann drohte man ihnen, je nach der Gegend, „der Wode, die Frick oder also Frau Harke" würde kommen und ihnen die Haare zerzausen oder allerhand Schabernack zufügen. Auch manche Vermummungen und Umzüge, welche zu dieser Zeit auf dem Lande üblich sind, hängen noch mit der Heidenzeit zusammen, so der des sogenannten „Schimmelreiters". Gewöhnlich stellen

ihn drei Männer in weißen Laken dar, von denen der eine den Reiter, zwei das Pferd bilden, indem der vorderste sich einen Pferdekopf vorbindet. Man dachte sich nämlich in der Heidenzeit den Gott, der zu der Zeit einziehen sollte, namentlich den Wodan, auf einem Schimmel reitend und ahmte dies so beim Umzug nach. Daher stammt der Name „Schimmelreiter". — Der Knecht Ruprecht oder Niklas, der umgeht und die Kinder „beten" lehrt, ist nur eine andere Form für dieselbe Sache: sie hat allmählich ein christliches Gewand bekommen, indem an die Stelle des alten heidnischen Gottes z. B. also der heilige Niklas getreten ist.

Diese Zeit der Zwölften galt auch sonst noch als eine geheimnisvolle Zeit voller Zauber. Da geht zunächst, wie es heißt, allerhand Spuk (Hexen, Werwölfe u. dgl. in Tiergestalt) um. Deshalb nannte man die Tiere zu dieser Zeit nicht bei ihrem wirklichen Namen. Als es noch Wölfe hier gab, hätte dann kein Schäfer das Wort „Wolf" in den Mund genommen, aus Furcht, er zöge ihn damit herbei,*) und noch jetzt sagt man statt Fuchs wohl „Langschwanz", statt Maus „Bonlöper" (Bodenläufer), oder gebraucht ähnliche Umschreibungen.

Auch in betreff der Speisen giebt es allerhand Vorschriften, die besonders auf dem Lande noch streng gehalten werden. In den Zwölften, wo die neue Zeit anbricht, darf man nicht alte Frucht vom vorigen Jahre essen, namentlich keine Erbsen und Linsen; sonst wird, wie man sagt, Mensch oder Vieh krank. Was in der Natur dann noch frisch und grün ist, das ist an der Tagesordnung. Der grüne Tannen-

*) So läßt Klöden in seinem bekannten Buch „Die Quitzows und ihre Zeit" einen Knecht Michel Wolf zu dieser Zeit aus Scherz „Michel Untier" nennen.

baum, früher auch die dann noch grünende Mistel, sowie Grünkohl, alles dies gehörte zu dem Fest, das man in der Hoffnung auf den mit wachsendem Licht wieder sich nähernden Sommer feierte. Der Tannenbaum hat sich unter der Form des Christbaums allgemein erhalten, ja noch mehr ausgebreitet, sogar in Gegenden, wo er früher nicht war. Selbst in den Städten der Mark ißt man noch oft am heiligen Abend oder am ersten Weihnachtsfeiertag Grünkohl, aber auch am Sylvesterabend Karpfen mit vielem Rogen und sogenannte Mohnpielen, die bringen Segen ins Haus. „Dann geht einem", wie man jetzt sagt, „das Geld im neuen Jahr nie aus". — Auch gehört hierher, daß man in der Neujahrsnacht die Bäume mit Stroh bindet oder, wie es heißt, sie beschenkt, damit sie gute Früchte tragen.

Vor allem aber darf man in den Zwölften nicht arbeiten. Wer den tûn (Zaun) beklêdt (wer dann Wäsche aufhängt), mütt den kerkhof beklêden (muß sterben), ist ein noch jetzt allgemein verbreiteter Spruch im Brandenburger Lande. — Ebenso darf sich dann kein Rad drehen. Man hütet sich mit Karre und Wagen irgend welche Arbeit vorzunehmen, vor allem, wie schon erwähnt, das Spinnrad in Gang zu setzen!

An den so fortlebenden heidnischen Aberglauben dieser Zeit schließen sich dann noch allerhand Überlieferungen, welche sich speziell an das christliche Weihnachtsfest geknüpft haben, z. B. der Glaube, daß in der Christnacht zur Mitternachtsstunde alles Wasser in Wein verwandelt werde, die Tiere sprechen könnten u. dergl. mehr. So wetteifert gleichsam christliche mit altheidnischer Überlieferung, eine besondere Weihe der Zeit zu geben.

b) Frau Harke.

Lebt so im Gebrauch der „Zwölften" in den Havelgegenden der Name der Frau Harke aus der alten Heidenzeit

noch fort, so knüpfen sich auch an ihren Namen noch allerhand Sagen, in denen sie bald als eine gewaltige Riesin und Zauberin erscheint, die insbesondere den christlichen Kirchen sich feindlich zeigt, bald in ihrem altheidnischen Charakter, gleich wie der Wode oder die Frick, mit der wilden Jagd in Verbindung gebracht wird. Namentlich schließen sich diese Sagen an die Stöllenschen Berge im Lande Rhinow und an die bei Camern jenseits der Havel im zweiten Jerichowschen Kreise.

„Vöor ollen Tiijen“, heißt es „hett upp de Stoellensche Barge ene grootmächtige Riesenfruu wånt, dee hett Fruu Harke, ännere seggen ook Fruu Harfe, geheeten; dee hett mål (einmal) enen grooten Steen her to fåten kreegen und hett dåmett den Hårelbarschen Dom innen Klump schmeeten wullen. Disse Steen is äär äverscht ut dee Haenne uutglipscht (entglitten) unn is upp de Stoellensche Feldmark dål (nieder) fållen, wo hee noch lange legen hett. Man hett ook orntlich künn'n de Löker seien (sehen), wo se mett de Fingern rinpackt hett.“

Andere erzählen noch, Frau Harke hätte den Stein wirklich nach Havelberg hin geworfen, doch wäre der Wurf etwas kurz gewesen, und der Stein daher vor dem Dom nieder gefallen, wo er noch lange nachher gelegen. Da hätte der Havelberger Bischof (!) einen anderen Stein genommen und den nach den Stöllenschen Bergen geworfen; seit der Zeit sei dann Frau Harke, die eine gewaltige Zauberin gewesen und dort auf dem Berge gewohnt habe, verschwunden.

In der Nähe von Kotzen und Landin liegt ebenfalls ein großer Granitblock, mit dem hat Frau Harke die Brandenburger Marienkirche einwerfen wollen; er ist ihr aber auch aus den Händen geglitten und an seiner jetzigen Stelle niedergefallen.

Noch mehr weiß man von ihr an den Camernschen Bergen.

Dort heißt eine Höhe geradezu noch von ihr der Harkenberg. Da ist auch der Frau-Harkengrund, und die Frau-Harkengrube, ein sehr tiefer langer Abgrund, da wächst auch der Frau-Harkenbart, auch Flunkerbart oder Straußgras genannt. Durch den Frau-Harkengrund ist sie immer nach dem Schönfeldschen See hinabgestiegen, um sich von dort das Wasser, dessen sie bedurfte, zu holen. Auf dem Rückwege traf sie einmal einen Bauern, der mit vier Ochsen dort ackerte. Das dünkte ihr ein schönes Spielzeug, und sie nahm Pflug und Ochsen in ihre Schürze und stieg damit den Berg hinan. Wie sie aber damit zu ihrem Vater kam, hat der sie geheißen, alles wieder an seinen Ort zu tragen, „denn“, hat er gesagt, „wenn die Kleinen da unten nicht pflügen, können die Großen hier oben nicht backen.“

Sie war eine so gewaltige Riesin, daß es von den Camernschen zu den Stöllenschen Bergen für sie nur ein Schritt war. Als sie den Bau der Dome zu Havelberg und Stendal mit ihren Steinwürfen stören wollte, da stand sie mit einem Fuß auf den Camernschen, mit dem anderen auf den Stöllenschen Bergen. Doch gelang ihr keiner dieser Würfe; der Felsblock, mit dem sie nach Stendal zielte, glitt ihr aus der Hand und fiel auf den Galgenberg bei Arneburg, der, welcher dem Dom zu Havelberg galt, zerbrach in drei Stücke, wovon sie das eine in der Hand behielt und zu ihren Füßen niederfallen ließ, das lag auf dem Frau-Harkenberge, das zweite flog nach Rehberg und das dritte nach den Stöllenschen Bergen, wo es, wie man in Camern erzählt, noch liegen und einmal auch Friedrich dem Großen gezeigt sein soll.

Aber nicht bloß auf den Camernschen Bergen trieb sie ihr Wesen; wie Frau Holle im Hörselberg hatte auch Frau Harke in den Bergen ihre Höhle, die aber jetzt verschüttet ist. In dieser Höhle hatte sie ihr Wild, Schweine, Hasen, Rehe

und Hirsche, die hat sie des Nachts hinein und des Morgens hinaus auf die Weide getrieben und dabei hat sie große Eichen aus der Erde gerissen und sich damit gegen die Schürze geschlagen, um die Tiere zusammenzuhalten. Man hat oft gehört, wie sie gelockt hat: „Pickel, Pickel!", und wenn Jäger gekommen sind, ist sie mit den Tieren vorbeigehuscht wie eine wilde Jagd. Niemand konnte nachts Wild schießen, weil sie es immer in ihrer Höhle hatte, und nur bei Tage konnten somit die Jäger auf die Jagd gehen.

Gelegentlich ist dann auch allerhand Wunderbares dabei passiert. Einst hatte einer einen Hasen mit einem Klumpfuß geschossen; da hat man gehört, wie sie am Abend beim Eintreiben ihres Wildes rief: „Se sind nicht all, se sind nicht all, Klûtfot fehlt noch." — Ein anderes Mal sind mehrere Hirten am Frau-Harkenberge auf dem Dachsfang gewesen, denn Dachse giebt es dort in großer Menge, und haben bereits einen solchen im Sack. Da hören sie unten im Berge eine Stimme, die ruft: „Quêms, Quêms!" Antwortet eine andere: „Was fehlt dir?" entgegnet die erste wieder: „Die große einäugige Sau!" Da wird's den Hirten doch unheimlich, und sie eilen, daß sie mit ihrem Fang nach Hause kommen, und als sie nun da sind und das Tier herausnehmen, hat es wirklich nur ein Auge. Die Stimme aber, die sie dort gehört, ist die der Frau Harke gewesen, denn ihre Schweine sind die Dachse.[27])

41. Der Kohldieb im Monde.

In der Altmark sagen sie, daß, wenn man die Flecken im Monde recht scharf ansehe, man deutlich eine menschliche Figur darin erkenne, die ein Bündel Reisholz trägt. Das sei ein

Besenbinder, der sogar am lieben Sonntag hingegangen sei und seine Besen gebunden habe, dafür sei er zur Strafe in den Mond versetzt worden.

Im Havellande aber behaupten sie, es sei ein Mann, der einen Kohlstrauch in der Hand habe; einige sagen auch, er heiße Christoph. Dieser wollte gern am Christabend Kohl essen, wie es nun einmal Sitte ist und das ganze Jahr Glück bringen soll. Da er nun keinen hatte, stahl er ihn, obgleich es der liebe Gott ausdrücklich verboten hatte. Zur Strafe dafür wurde er nach seinem Tode in die Sonne gesetzt. Aber da war es doch gar zu heiß, so daß er es gar nicht aushalten konnte, und er bat daher den lieben Gott, er möge ihn da fortnehmen. Das geschah auch, und nun kam er in den Mond, wo man ihn bei Vollmond noch mit seinem Kohlstrauch in der Hand sehen kann.

Lehnin, Belzig, Treuenbrietzen.

---

42. Die Gründung des Klosters Lehnin.

Inmitten von Wald und Seen liegt Kloster Lehnin. Die Gründung desselben fällt in die ersten Zeiten der Entstehung der Mark Brandenburg. „Als noch dichter Urwald das Land bedeckte, jagte einmal, wie man erzählt, Markgraf Otto, Albrechts des Bären Sohn, in dieser Gegend. In der Hitze der Jagd kam er von seinen Begleitern ab, und vergeblich war es, daß er sein Hifthorn erschallen ließ oder sich nach einem Wege umsah, der ihn aus dem Dickicht herausbringe. Ermattet sank er zuletzt unter einer Eiche nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Da träumte ihm, ein Hirsch dränge auf ihn ein und vergebens suche er sich desselben mit seinem Jagdspieß zu erwehren. In der Angst rief er Christi Namen um Beistand an, da verschwand das Tier. Er erwachte, und seine Begleiter standen um ihn. Denen erzählte er seinen Traum, da meinten sie, das wäre sicherlich der Teufel gewesen, der erst beim Anrufen des Namens Christi verschwunden sei. „Nun gut," sagte Markgraf Otto, „dann will ich hier ein Kloster bauen, daß durch das Gebet frommer Männer der höllische Feind aus diesen Gegenden vertrieben werde;" und sofort ließ er Cistercienser Mönche aus dem Mansfeldischen kommen, die bauten hier ein Kloster. Weil aber ein Hirsch den Anlaß zur Erbauung des Klosters gegeben hatte, und dieser in der slavischen Sprache den Namen Lanie führte, so nannte man dasselbe Lehnin. In der Kirche

aber zeigt man noch heute den Stumpf der Eiche, unter welcher der Markgraf den Traum gehabt; er war an der einen Ecke des Altars eingemauert.

---

43. Abt Sebaldus von Lehnin, ein christlicher Märtyrer.

Die Wirksamkeit der Verkündiger der christlichen Lehre war hier in der Mark, wie fast überall, nicht gleich eine gefahrlose. Meist nur äußerlich fügten sich zunächst die Bewohner; im Innern lebte noch immer der heidnische Sinn, der auf die fremden Ankömmlinge, welche die neue Lehre brachten, scheel sah. Dies erfuhr auch das Kloster Lehnin. Besonders waren es die Bewohner des nahen Dorfes Nahmitz, welche sich ihm feindlich zeigten, und wenn die Männer zu Hause sich befanden, durften die Mönche sich in dem Dorfe nicht sehen lassen. Deshalb suchten sie sich die Zeit aus, wann die Männer auf dem Felde oder beim Fischfang waren, um im Dorfe einzusprechen und die Frauen und Kinder zu gewinnen. Einmal war der Abt, Sebaldus mit Namen, auch so nach Nahmitz gekommen. Da hörten es die Männer, die am See waren und fischten, und kamen mit ihren Ruderstangen gelaufen und wollten dem Abt zu Leibe. Der hatte noch zur rechten Zeit Kunde davon bekommen und flüchtete durch den Buchenwald, der zwischen Nahmitz und Lehnin lag, wo auch noch jetzt stattliche Bäume stehen, dem Kloster zu. In seiner Angst kletterte er auf einen Baum; aber vergeblich hoffte er den Verfolgern zu entgehen. Sein Schlüsselbund war ihm entfallen, oder nach anderen verriet ihn sein Hündchen, welches ihm gefolgt und den Fuß des Baumes umkreiste. Die Heiden sahen ihn, und in ihrer Wut fällten sie

den Baum und schlugen den Abt tot. Da soll den Mönchen der Mut entsunken sein, und sie wollten die Gegend verlassen. Im Traume erschien ihnen aber die Jungfrau Maria und forderte sie auf zu bleiben. Das thaten sie denn auch, und Markgraf Otto hielt strenges Gericht, daß es keinem mehr beikam, sie zu stören. Die Nahmitzer aber verloren u. a. all' ihren Acker an das Kloster, deshalb ist das Dorf noch heutzutage so arm.[28])

44. Allerhand Spuk in Lehnin.

Kloster Lehnin war früher stark befestigt und hatte Mauern und Türme. Dicht an der Kirche stehen noch die Überreste eines alten Turmes mit einer gewundenen Treppe im Innern, weshalb man ihn auch den Ringelturm nannte. Hier war es nicht recht geheuer, denn es sollte da spuken gehen und man konnte oft hören, wie es plötzlich Trepp auf, Trepp ab polterte, oder in der angrenzenden Halle rumorte. Mancher hat auch den Spuk gesehen. Es soll einer von den alten Mönchen sein, der nach einigen da umgeht, wo jene bei ihrem Abzug ihre Schätze vergraben haben, nach Anderen hat er in seinen gefalteten Händen das Evangelienbuch und blickt mit funkelnden Augen gen Himmel, gleichsam als bete er zu Gott für die Ruhe der dort Begrabenen, denn in diesem Teile der Kirche waren einst die alten Grabstätten, die jetzt aber zerstört sind.

Oft hat man auch in den Ruinen eine weiße Frau umwandeln sehen. Bald war sie allein, bald erschien sie am Arm eines Mönches, oft bemerkte man auch bloß, daß sie da war, in dem man ihr Schlüsselbund rasseln hörte oder die Thüren plötzlich aufsprangen und in den verrosteten Angeln knarrten und klapperten. Namentlich trieb sie dort, wo das alte Brau-

haus war, ihr Wesen und wenn früher das Brauen einmal nicht geriet oder das Bier schnell sauer wurde, dann wußte jeder, daß die weiße Frau wieder dabei ihre Hand im Spiele gehabt.

Sie war, sagte man, ein benachbartes Edelfräulein und liebte einen Mönch, aber für diese Sünde hat sie nun keine Ruhe im Grabe gehabt und mußte umgehen, bis ihre Erlösungsstunde geschlagen. Nun hat man sie schon lange nicht mehr gesehen, und so mag sie denn wohl inzwischen die himmlische Ruhe gefunden haben.

Auch sonst war es auf dem Amt, dessen Gebäude zum Teil die alten Klostergebäude sind, nicht recht richtig. Dort, wo jetzt das Schulhaus steht, war seiner Zeit der Mönchskirchhof. Da ist einmal einem Brauer etwas Wunderbares begegnet. Wie er so um Mitternacht des Wegs kommt und nach der Brauerei will, sieht er ein großes Gewühl und Getreibe, wie auf einem Markt. Aber die Gestalten hatten alle lange Bärte und waren in wunderlicher altertümlicher Tracht, wie er sie noch nie gesehen. Das Wunderbarste war aber, daß, so groß auch die Menge war, keiner auch nur ein einziges Wort sprach, so daß ihm so schaurig zu Mute wurde, wie noch nie. Wie er darauf nach Hause gekommen, wußte er selber nicht. Jetzt ist aber auch da lange nichts mehr passiert.

45. Das untergegangene Dorf Gohlitz.

Südlich von Lehnin liegt ein See, welcher der Gohlitzsee heißt und seinen Namen daher hat, daß an der Stelle desselben ehemals ein Dorf Namens Gohlitz gelegen haben soll. Das ist aber untergegangen durch die Strafe Gottes, weil die Bauern dort gar übermütig und gottlos geworden waren.

Es schwoll nämlich eines Tags ein kleiner Spring (Quell), der sich dort an einer naheliegenden Höhe befindet, plötzlich so an, daß das gesamte Dorf mit Vieh und Menschen unterging und nichts davon übrig blieb, als der große Damm; denn das ist die Landzunge, die sich noch weit in den See hinein erstreckt.

Bei hellem Sonnenschein sehen die Leute auch noch zuweilen den Kirchturm im Wasser, und namentlich um Mittag hören sie auch wohl das Läuten der Glocken aus der Tiefe herauftönen. Fischer haben die Glocken schon hin und wieder im Netz gehabt; aber keiner hat sie bis jetzt herausziehen können. Einer hat sie jedoch so nahe herangezogen (es war am heiligen Weihnachtsabend), daß er sie hat sprechen hören. Da hat die eine gesagt:

Anne Susanne,
Wilte mett to Lanne (willst du mit zu Lande)?

und die andere hat geantwortet:

Anne Magrete,
Wii willn to Grunne scheten (schießen);

und damit sind sie gleich wieder in die Tiefe gesunken.

46. Der Mittelsee und der Burgwall bei Schwina.

Hart an dem Wege, welcher von Lehnin nach Schwina führt, liegt der Mittelsee unter Erlen und Eichen, nur nach dem Dorfe Rädel zu ragen hohe Kiefern über das Laubholz fort. An dem See passiert immer etwas. Oft sieht man mittags im hellsten Sonnenschein, wenn alles so recht still und ruhig, einen Kahn fahren, in dem sitzt ein weißer Bock, und der Kahn fährt ganz von selber; niemand rudert und lenkt ihn. Das Wunderbarste aber ist, daß, wenn man recht scharf

hinsieht, Kahn und Bock plötzlich verschwinden, und keiner weiß, wo sie geblieben sind.

Wenn man aber am Abend des Weges kommt, sieht man öfter eine Frau mit einer weißen Hucke. Sie geht still und rasch ihren Weg, daß einer meint, es sei eine Bäuerin, die sich verspätet. Folgt er ihr aber, so geht's auch gerade in Sumpf und Wasser hinein und daraus ist keine Rettung. Einen Bauer hatte sie fast einmal mit Pferd und Wagen auf diese Weise in den See hinabgeführt, wenn er nicht noch zur rechten Zeit den Spuk gemerkt hätte.

Des Nachts da kommt der wilde Jäger mit seiner Jagd über den See hinüber gezogen. Wo die hohen Kiefern stehen, von dem sogenannten Burgwall zieht er aus und dann quer über das Wasser. Sie sagen, es sei der Herr der Burg, die dort gestanden; er sei bei Lebzeiten ein gewaltiger Jäger gewesen und könne auch im Tode nicht davon lassen.

Es ist nicht gut, ihm zu begegnen, wenn es auch nicht allen so geht, wie einst dem Oberförster Kusig aus Rädel. Der hat einmal allein am Burgwall gejagt, da hat man ihn als Leiche nach Hause holen müssen. Der wilde Jäger hatte ihm ein Leid angethan, obwohl keine Spur äußerer Gewalt zu entdecken war. Ein Pfahl hat noch lange die Stelle bezeichnet, wo man den Oberförster tot gefunden.[29])

47. Der Kobold auf der Mühle.

Auf einer einsamen Wassermühle, nach den einen in der Zauche, nach andern im Lande Teltow, wohnte einmal ein Müller ganz allein. Bei dem klopfte es an einem stürmischen und regnerischen Abende an das Fenster, und als der Müller fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: „Um Gottes

willen laßt mich ein, ich habe mich verirrt und komme sonst um in dem furchtbaren Wetter!" Der Müller nahm die Lampe und öffnete die Hausthür, fuhr aber erschrocken zurück, denn vor ihm stand neben einem Manne ein schwarzes Ungetüm. „Ach, erbarmt Euch," sagte der Mann, „ich bin ein Bärenleiher (Bärenführer) und weiß mit meinem Tiere nicht mehr, wo aus und ein. Gönnt mir ein Plätzchen zum Nachtquartier!"

Der Müller kraute sich hinter den Ohren und sagte: „Ja für Euch hätte ich wohl einen Platz auf der Ofenbank in meinem Stübchen, wenn Ihr damit zufrieden sein wollt. Aber wo soll ich mit Eurer wilden Bestie hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Tier doch nicht nehmen!" — „J," antwortete der Mann, „könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen? Schaden am Korn und Mehl könnte er Euch ja nicht thun, und übrigens lege ich ihn ja auch an die Kette!" — „Das ginge wohl," meinte der Müller, „aber ich muß Euch sagen: Dort ist es nicht richtig. Es spukt in der Mühle ein Kobold umher, der mir seit Jahren gebrannntes Herzeleid angethan. Er rumort dort die ganze Nacht herum, schüttet die Kornsäcke aus, streut das Mehl umher und treibt noch sonst allerlei Unfug und Mutwillen!" — „Ei," rief der Bärenführer, „was schadet das? Meinem Bären wird der Kobold nichts anhaben, der wird sich schon seiner Haut wehren. Nehmt uns nur auf, ich bitte Euch!"

Gesagt, gethan. Der Bär wurde in die Mühle gebracht, und dem Führer bereitete der Müller ein Lager auf der Ofenbank.

Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Rumoren in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfunter, und dazwischen hörte man das tiefe

Brummen des Bären und hie und da ein Quieken und jämmerlich Grunzen. „Horch,“ sagte der Müller, „da hat der Kobold sich an den Bären gemacht.“ — „Das wird allein sein eigener Schaden sein,“ lachte der Bärenführer. — „Ja, wollte Gott,“ seufzte der Müller, „daß der Bär meinem Plagegeist recht ordentlich den dicken Kopf zurecht setzte!“ — Noch ein heller Schrei, dann war alles still und die Männer schliefen wieder ein.

Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste noch mit Speis' und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem Bären unter herzlichem Danke von dannen. Und siehe, von Stund an ließ sich kein Kobold mehr in der Mühle sehen. Der Bär mußte es ihm verleidet haben.

Wer war glücklicher darüber als der Müller?

So ging wohl ein ganzes Jahr hin. Da, an einem dunklen Abende, als der Müller still in seiner Stube saß, öffnete sich leise die Thür, und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmlichen Kopf in die Stube und sagte: „Möllä, Möllä, lewet juwe grote schwarte Katt noch?“ (Müller, Müller, lebet Eure große schwarze Katze noch?) Rasch faßte sich der Müller und rief: „Jo, deh lewet noch und hett seweu Junge kreegen!“ (Ja, die lebet noch und hat sieben Junge bekommen!) Da schlug der Kobold entsetzt die Thür zu und ist seitdem nie wiedergekommen.

48. Gespenstige Ochsen helfen pflügen.

In der Nähe des Dorfes Lüssow (Lüsse) bei Belzig, rechts ab vom Wege nach Neschholz, liegt ganz versteckt im Erlengebüsch eine Wassermühle, die von der Plane getrieben

wird. Diese Mühle heißt die „Wühl- oder Wiehl-Mühle", und zwar soll in einer Erdvertiefung unweit der Mühle vor Zeiten ein Teich gewesen sein und von ihm die Mühle den Beinamen erhalten haben.

Von der Mühle und dem Teich gehen noch allerlei Sagen um. So z. B. erzählen sich die Leute folgendes. Ein Bauer aus Lüsse pflügte mit seinen Ochsen auf seinem Acker nicht weit von dem Teich. Weil die Tiere müde sind und der Pflug die schweren Schollen nicht mehr recht ausheben kann, fährt ihm der Gedanke durch den Kopf: „Hättest du doch ein paar noch frische Ochsen, dann könntest du den Acker heut vor Abend noch umpflügen!" Kaum hat er's gedacht, da sieht er an dem Rande des Teiches zwei starke Ochsen grasen, von denen er vorhin nichts erblickt. Er geht sogleich auf sie zu, spannt sein mattes Vieh aus und die neuen Ochsen hinein in das Geschirr. Nun geht das wie der Wind; die Schollen fliegen nur so zur Seite, und im Nu ist das ganze Stück gepflügt. Jetzt will er das fremde Vieh wieder ausspannen; aber da ist an ein Stehenbleiben nicht zu denken: die Ochsen laufen mit dem Pflug von dannen. Um sich besser halten zu können, bindet er sich die Leine um den Leib. Da stürzen sich die Tiere auf den Teich zu, und er hat gerade noch soviel Zeit, sich die Leine wieder loszubinden, als die Ochsen mit dem Pfluge in den Teich springen und spurlos verschwinden. Wie er noch ganz verblüfft am Ufer steht, hört er eine Stimme aus der Tiefe rufen: „Das war dein Glück, Bauer". Da merkte er, daß es keine gewöhnlichen Ochsen gewesen, mit denen er gepflügt.

Ähnliches erzählt man bei Jagow in der Uckermark. Da pflügte einmal ein Bauer spät am Sonnabend, nachdem die Sonne schon untergegangen, als plötzlich aus dem benach-

barten See ein Hengst mit vollem Sielzeug kam. Der schirrte sich selbst zu den anderen Pferden an den Pflug, und nun ging's die Ackerstücken gewaltig auf und ab, so daß im Umsehen eine Furche nach der anderen gezogen war. Der Bauer konnte kaum mit: atemlos stürzte er hinterher, so daß ihm der Schweiß von Haar und Gesicht troff, und seine Pferde keuchten nur so und waren mit weißem Schaum bedeckt. So ging's wohl eine halbe Stunde fort ohne Rast und Ruh, bis endlich der Hengst plötzlich, wie er gekommen war, wieder verschwand. Der Bauer hat nie wieder am Sonnabend nach Sonnenuntergang gepflügt.

49. Treuenbrietzen.

Die Stadt Treuenbrietzen hat ehemals nur Brietzen geheißen. Da ist's geschehen, erzählt man, daß sie einmal vom Feinde hart belagert wurde, der namentlich gegen das Steinthor gewaltig herangestürmt ist. Die Bürger aber haben sich tapfer gewehrt, und einer derselben hat den feindlichen Obersten mit einem silbernen Knopf erschossen. Da hat denn der Kurfürst der Stadt den Namen Treuenbrietzen gegeben. Mit mehr Recht wird aber wohl behauptet, der Name stamme aus der Zeit, wo der sogenannte falsche Waldemar hier in der Mark eine Rolle spielte. Damals soll nämlich Brietzen zu den wenigen Städten gehört haben, welche treu zu Ludwig dem Bayern hielten, und daher soll es seitdem „Treuenbrietzen" genannt sein, zum Unterschied namentlich auch von dem andern Brietzen (Wriezen) an der Oder.

50. Jan Kuck nimmt Beelitz.

Am Uhrwerk der Kirche in Beelitz hing lange eine steinerne Kugel, die sollte einst bei einer Belagerung in die Stadt geschossen sein. Die Gelehrten sagen, es sei im fünfzehnten Jahrhundert gewesen, als Markgraf Johann die Stadt beschoß, um sie Jan (Johann) Kuck wieder abzunehmen, der sich ihrer bemächtigt hatte.

Jan Kuck war nämlich ein böhmischer Hauptmann und bekannter Parteigänger jener Zeit, ein ebenso schlauer als verwegener Patron, der im Dienst des Herzogs Hans von Sagan stand, welcher mit dem Kurfürsten von Brandenburg um die Erbschaft des Herzogs von Glogau Krieg führte.*) Um die Stadt Beelitz zu überrumpeln, hatte er sich einen Tag ausgewählt, wo Jahrmarkt in Beelitz war und viele Menschen und Wagen dort zusammen kamen. Da schickte er einige Frachtwagen voraus, in denen Reisige von ihm versteckt waren. Er selbst hielt sich zurück, bis jene an den Thoren angekommen und die nichts ahnenden Wächter bewältigt hatten. Dann eilte er mit seinen übrigen Leuten herbei — es sollen deren 200 gewesen sein, — und nahm die Stadt weg. Die Einwohner

*) Dieser Herzog Hans von Sagan ist noch von Drossen her bekannt, das er selbst zu jener Zeit stürmen wollte, wo die Weiber aber den Sturm abschlugen, indem sie seinen Leuten heißen Brei auf die Köpfe gossen. Davon stammt dann der bekannte Spruch, den die Jungen in Frankfurt a. O. dem Herzog oft auf der Straße nachriefen, als er sein eigenes Fürstentum verloren und in jener Stadt nur von einem Gnadengeld des Kurfürsten sein Dasein fristete. Da gellte es ihm oft in die Ohren:

„Herzog Hans von Sagan ohne Leute und Land
Hat sich bei Drossen das Maul verbrannt."

verjagte er größtenteils und befestigte, so gut es ging, Mauern und Türme, um eine Belagerung auszuhalten.

Vergeblich war es, daß die Treuenbrietzner und die von Alt- und Neustadt Brandenburg nebst vielen vom benachbarten Adel schleunigst herbeikamen und sich vor dem Mühlthor lagerten, auch Markgraf Johann zu ihnen stieß. Schossen die hinein, so schossen jene hinaus und töteten manchen Mann. Als aber einer der vornehmsten Räte des Markgrafen vor dem Heidethor, da wo noch lange die steinerne Mariensäule stand, erschossen wurde, sagt ein alter Bericht, „ergrimmte der Markgraf, daß er beschloß, das Städtlein Beelitz mit Feuer zu verbrennen, viel lieber, denn viel andere gute Leute mehr zu verlieren. Also," heißt es weiter in jenem Bericht, „schießt man Feuer darin des Dienstags vor Pfingsten und beschießt endlich den Kopenhagenturm am Heydethor, darauf stehet ein Mönch, der kehret die Schüsse mit einem Fuchsschwanz zum Spott des Markgrafen ab,*) ward aber im dritten Schuß mit denen, so bei ihm gewesen, herabgeschossen, daß sie einen guten Weg in die Gassen hineinflogen. Also brennet das ganze Städtlein aus und verderben deren mehr denn an die 50 Feinde, die andern, so die Ausflucht gesucht, wurden einesteils erschlagen, die andern gefänglich weggeführet, eines Teils gen Brandenburg, eines Teils gen Berlin." Unter den letzteren war auch Jan Kuck. Man sagt, er wäre einmal glücklich entkommen, aber wieder gefangen und dann heimlich abgethan worden.

Am Mühlthor ist man später noch öfter auf Menschengerippe und Waffen, die da eingescharrt waren, gestoßen, die sollen noch von jener Belagerung herrühren.

---

*) Galt offenbar als eine Art Zauberstück.

Jüterbog—Luckenwalde.

51. Die Keule am Thor zu Jüterbog.

An einem der Thore von Jüterbog hängt eine Keule mit der Inschrift:

„Wer seinen Kindern giebt das Brot
Und leidet dabei selber not,
Den schlag' man mit dieser Keule tot."

Es war nämlich einmal ein reicher Mann, der gab seinen Kindern schon bei Lebzeiten all sein Geld, weil er hoffte, sie würden desto besser zu ihm sein und nun nicht auf seinen Tod warten. Es kam aber gerade umgekehrt, keiner kümmeret sich mehr um ihn. Da bereute der alte Mann seine Verkehrtheit und härmte sich so, daß er bald starb. Als er nun tot war, kamen seine Kinder schnell auf das Gericht gelaufen, denn sie dachten, in einer Kiste, welche der Vater noch immer gehabt, Wunder was zu finden; sie war ihnen zumal immer so schwer vorgekommen. Als selbige aber geöffnet wurde, war sie nur voller Steine, und unter diesen lag eine Keule und eine Verordnung, daß man die Keule solle mit obiger Inschrift zur Warnung für schwache Väter an dem Thore der Stadt aufhängen. Und das ist denn auch geschehen, und da hängt sie noch.

52. Der Schmied zu Jüterbog.

Zu Jüterbog lebte einmal ein Schmied, der war ein gar frommer Mann. Zu dem kam eines Abends noch ganz

spät ein Mann, der gar heilig aussah, und bat ihn um eine Herberge. Nun war der Schmied immer freundlich und liebreich zu jedermann, nahm daher den Fremden auch gern und willig auf und bewirtete ihn nach Kräften. Andern Morgens, als der Gast von dannen ziehen wollte, dankte er seinem Wirte herzlich und sagte ihm, er solle drei Bitten thun, die wolle er ihm gewähren. Da bat der Schmied erstlich, daß sein Stuhl hinter dem Ofen, auf dem er abends nach der Arbeit auszuruhen pflege, die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast so lange auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse; zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Hinaufsteigenden gleicherweise nicht herablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreie. Diese drei Bitten gewährte auch der Fremde und ging darauf von dannen.

Nicht lange währte es nun, so kam der Tod und wollte den Schmied holen. Der aber bat ihn, er möge doch, da er sicher von der Reise zu ihm ermüdet sei, sich noch ein wenig auf seinem Stuhle erholen. Da setzte sich denn der Tod auch nieder, und als er nachher wieder aufstehen wollte, saß er fest. Nun bat er den Schmied gar sehr, er möge ihn doch wieder befreien, allein der wollte es zuerst nicht gewähren; endlich verstand er sich dazu unter der Bedingung, daß er ihm noch zehn Jahre schenke. Damit war der Tod gern zufrieden, der Schmied löste ihn, und nun ging jener davon.

Als nun die zehn Jahre um waren, kam der Tod wieder. Da sagte ihm der Schmied, er sei bereit mitzugehen, er solle doch aber erst noch auf den Apfelbaum im Garten steigen und sich einige Äpfel herunter holen, sie würden ihnen wohl auf der weiten Reise schmecken. Das that der Tod, und saß wieder fest. Jetzt rief der Schmied seine Gesellen herbei, die mußten mit schweren, eisernen Stangen gewaltig auf den

Tod losschlagen, daß er Ach! und Weh! schrie und den Schmied flehentlich bat, er möge ihn doch nur frei lassen, er wolle ja gern nie wieder zu ihm kommen. Wie nun der Schmied hörte, daß der Tod ihn ewig leben lassen wolle, hieß er die Gesellen einhalten und entließ jenen von dem Baum. Der zog glieder- und lendenlahm davon und konnte nur mit Mühe vorwärts. Da begegnete ihm unterwegs der Teufel, dem er sogleich sein Herzeleid klagte; aber der lachte ihn aus, daß er so dumm gewesen, sich von dem Schmied täuschen zu lassen, und meinte, er wolle schon bald mit ihm fertig werden. Darauf ging er in die Stadt und klopfte bei dem Schmied an, er solle ihm Herberge für die Nacht geben. Nun war's aber schon spät in der Nacht, und der Schmied verweigerte es ihm, sagte wenigstens, er könne die Hausthür nicht mehr öffnen; wenn er jedoch zum Schlüsselloch hineinfahren wolle, so möge er nur kommen. Das war nun dem Teufel ein Leichtes, und sogleich huschte er hindurch. Der Schmied war aber klüger als er gewesen, er hatte innen seinen Kohlensack vorgehalten, und wie nun der Teufel darin saß, band er den Sack schnell zu, warf ihn auf den Amboß und ließ seine Gesellen wacker drauf loshämmern. Da flehte der Teufel zwar gar jämmerlich und erbärmlich, sie möchten doch aufhören; aber sie ließen nicht eher nach, als bis ihnen die Arme von dem Hämmern müde waren und der Schmied ihnen befahl aufzuhören. So war des Teufels Keckheit und Vorwitz gestraft, und der Schmied ließ ihn nun frei; doch mußte er zu demselben Loche wieder hinaus, wo er hereingeschlüpft war, und wird wohl kein Verlangen nach einem zweiten Besuche beim Schmied getragen haben.

53. Die Kapelle auf dem Golm bei Jüterbog.

Zwischen den Städten Jüterbog und Baruth zieht sich eine lange Kette von bewaldeten Hügeln hin, deren höchste Spitze der Golm bei dem Dorfe Stülpe ist. Auf demselben stand im Mittelalter eine berühmte Marienkapelle, welche von weit und breit von Wallfahrern besucht wurde.*) Jetzt sind nur noch die Grundmauern der Kapelle vorhanden; aber allerhand wunderbare Geschichten gehen in der Gegend von einem Schatz um, der dort liegen oder versunken sein soll.

Nach einigen besteht er in einer silbernen Wiege, nach anderen in einer aus dem feinsten Golde gefertigten Bildsäule eines Mönches. Die Leute erzählen auch, es sei schon fast dreihundert Jahre her, daß man versuchte, den Schatz zu heben, und der Schatzgräber, der ihn damals nicht zu heben vermochte, habe prophezeit, wenn dreihundert Jahre um wären, — und das wäre nun bald, — dürfe er wieder gehoben werden; aber nur einer, der bucklig geboren, könne es vollbringen.

Daß einmal hier eine Schatzgräberei wirklich stattgefunden hat, ist richtig, und in dem Rochowschen Archiv zu Stülpe findet sich von dem damaligen Besitzer darüber ein ausführlicher Bericht. „Man wollte nämlich", wird unter dem Jahre

*) Von ihrer Berühmtheit reden die alten Jüterbogschen Chroniken in folgender lustigen Geschichte. „Ein Bauer, so unter dem Gollenberge gewohnt, unternahm einst in höchster Bedrängnis und Erkenntnis seiner Sünden eine Reise nach S. Jacob in Spanien (S. Jago di Compostella). Als er nun da ankam, und ihm deuchte, er habe noch nicht genug für seine Sünden gebüßt, fraget er den Mönch des Ordens, ob nicht noch ein heiliger Ort in der Welt wäre. Da hat ihm jener geantwortet: ja, es wäre noch ein heiligerer auf dem Gollenberge bei Jüterbog; worauf der Bauer dann in großer Unmut geredet: ‚Was zum Teufel suche ich denn hier, weil ich den Ort hart vor der Thür habe?'"

1678 berichtet, „bemerkt haben, daß alljährlich zwei unbekannte Männer zu diesem Orte kämen, denselben genau untersuchten und dann wieder ihres Weges gingen, man wußte nicht wohin. Daraus war die Meinung entstanden, die Mönche hätten bei ihrem Abzuge viel Geld vergraben zurückgelassen, und deshalb spüre man dem von katholischer Seite noch nach. Das Vorhandensein eines Schatzes übrigens bestätigte der benachbarte Graf zu Solms, welcher ein berühmter Schatzgräber und Rutenschläger war.[29]) Es wurde daher ein Student Namens Caspar Hüller verschrieben, um die Sache in Angriff zu nehmen. Nachdem dieser Proben mit der Wünschelrute gemacht und einen magischen Spiegel zu Rate gezogen hatte, versicherte er, es lägen allerdings da mehr als zwei Tonnen Goldes; sie würden aber von drei mächtigen Erdgeistern bewacht. — Diese suchte man nun zu bannen, und die Arbeit begann. Sie wurde des Nachts betrieben. Nach vielen Bemühungen erreichte man eine Tiefe von sieben Ellen und glaubte, den Schatz bald heben zu können, als einer der Arbeiter, während das Sprechen bei der Arbeit streng untersagt war, dies Verbot brach und dadurch veranlaßte, daß das Werk mißlang. Der Student gab nun die Sache auf und verfügte sich nach Halle, wohin ihn der damalige Administrator von Magdeburg kommen ließ, um auf dem Giebichenstein eine Schatzgräberei vorzunehmen.“ Ob es ihm da besser geglückt, wird nicht berichtet.

---

54. Ein märkischer Junkerstreich oder der betrogene Tetzel.

Als der Ablaßkrämer Tetzel zu Luthers Zeiten in der Gegend von Jüterbog sein Wesen trieb, kam einst ein Ritter zu ihm; in Jüterbog sagt man, es soll ein Hake von Stülpe gewesen sein. Dieser verlangte vom Tetzel einen Ablaßbrief

wegen einer Sünde, die er noch ausüben wolle. Der Fall war neu und machte Tetzel anfangs stutzig. Doch weil jener ein gut Stück Geld bot, ging er zuletzt in die Falle und gab ihm für eine hohe Summe den verlangten Ablaß. Das sollte ihm aber schlecht bekommen, denn als er mit seinen Schätzen die Stadt Jüterbog verließ, um sich nach Berlin zu wenden, und in die Sandberge bei Holbeck kam, wo die Pferde kaum den schweren Wagen von der Stelle bringen konnten, sprengten plötzlich Vermummte auf ihn ein. Vergeblich, daß Tetzel alle Strafen der Hölle auf die Frevler loswetterte: der Anführer der Schar zeigte ihm lachend den Ablaßbrief, den er ihm erst verkauft hatte, und sagte, das sei eben die zukünftige Sünde gewesen, für die er hätte schon im voraus Vergebung erlangen wollen; es war nämlich kein anderer, als unser Junker von Hake. Nun wurden, nachdem man die Knechte überwältigt, Kisten und Kasten aufgeschlagen und dem Tetzel das sündhaft zusammengebrachte Geld abgenommen.

Der größte der Kasten, mit großen Eisenbanden beschlagen, kam dann nach Jüterbog, wo er noch heute hinter dem Altar der St. Nicolai-Kirche steht. Die Gegend aber soll von dem Überfall, und weil einige Knechte dabei ums Leben gekommen, den Namen der Mordberge empfangen haben, obgleich andere meinen, mit diesem Namen belege man auch sonst in der Mark solche Sandberge.[30])

Bernau — Freienwalde.

55. Die Schlangen von Bernau.

Auf der Feldmark der Stadt Bernau findet man, soweit man das Läuten der Bürgerglocke hören kann, weder Schlangen noch Nattern. Als Grund davon giebt man folgendes an: Als vor alters jene Bürgerglocke gegossen wurde, ward dazu nach damaligem Gebrauche von den Leuten allerlei verehrt, als Gold, Silber, Erz u. s. w. Da kam auch eine alte Frau herbei, die sagte, sie habe zwar nichts von Geldeswert, das sie zu der Glocke verehren könne, sie wolle aber doch etwas schenken, was man nicht verachten werde. Damit ließ sie eine lebendige Schlange und eine Natter mit in den Guß hineinlaufen, mit dem Bedeuten, daß sich danach die Schlangen und Nattern verlieren würden, welche damals sehr häufig in der Gegend waren. — Und solches geschah auch, sobald man mit der neuen Glocke zum erstenmale zu läuten anfing.

Als einstmals vor ungefähr 300 Jahren die Glocke einen Riß bekam, so daß man nicht mehr damit läuten konnte, stellte das Ungeziefer sich wieder ein. Es verlor sich aber sogleich wieder, als im Jahre 1649 die Glocke umgegossen wurde und nun zum ersten Male wieder läutete.

56. Die Hussitenschlacht bei Bernau.

„Als im Jahre 1432 die Hussiten die Mark verwüsteten, sind sie auch vor die damals sehr feste Stadt Bernau gekommen, die sie stürmen wollten, sind aber von den Weibern,

als sie die Mauern erstiegen, durch heißen Brei und heißes Wasser, welches man auf sie herabschüttete, zurückgetrieben worden. Indessen hatte sich der Kurprinz Friedrich mit sechstausend Mann von dem Berliner Thor bis zum Mühlenthor und von da weiter bis halb an das Steinthor gelagert und daselbst die Reichshilfstruppen erwartet, und nachdem diese angelangt, geht er den Belagerern in den Rücken und fällt sie von hinten an. Die in der Stadt samt den dahin geflüchteten, worunter allein 900 Knechte gewesen, fallen gleichfalls aus und greifen die Feinde von vorn an, so daß sie auf diese Weise in die Mitte gebracht und aufs Haupt geschlagen wurden.[28]) Das ist aber geschehen auf dem Felde, wo die Panke entspringt, und in so gewaltigen Strömen ist das Blut der Feinde geflossen, daß der Boden hier bis auf den heutigen Tag davon rot gefärbt worden, weshalb er den Namen das Blutfeld oder das rote Land erhalten. Der Tag der Schlacht ist aber der des heiligen Georg gewesen, welcher noch alljährlich in Bernau mit einem feierlichen Dankfest begangen wird.“ In der Mark aber kam der Spruch auf: „Der Bernausche heiße Brei Macht die Mark hussitenfrei.“

---

57. Der Riesenstein bei Wandelitz.

Am Wandelitz-See — etwa drei Meilen nördlich von Berlin — liegt auf dem Stolzenhagener Felde ein gewaltiger Stein, der noch etliche Fuß in die Erde hineingeht, oben aber den Eindruck von einer sehr starken Manneshand zeigt. Wie man in Wandelitz erzählt, hat der Stein früher diesseits des Sees gelegen. Da ist nämlich einmal ein Riese des Wegs gekommen und hat sich an demselben gestoßen. Ärgerlich rief er:

Hebb ik mii stooten an miine grote Teh (Zehe),
Will ik dii ook smeeten ööwer de Wandelitzsche See!

und damit ergriff er den großen, schweren Stein und warf ihn über den See, daß er dort hinfiel, wo er noch jetzt liegt. Wo der Riese aber zugegriffen, haben sich seine Finger eingedrückt, und diese fünf Löcher haben sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten und sind deutlich am Stein zu sehen.

58. Die verwünschte Prinzessin auf dem Schloßberge bei Biesenthal.

Auf dem Schloßberge bei Biesenthal zeigt sich gewöhnlich um Mittag, oft aber auch um Mitternacht, eine verwünschte Prinzessin, die geht ganz weiß gekleidet einher und hält ein goldenes Spinnrad in der Hand. Gar manchem ist sie schon dort erschienen, und so erging es vor mehreren Jahren auch einmal einem Gärtner. Dem trat sie einst um Mitternacht, als er eben in den Schloßgarten kam, entgegen; denn dorthin hatte es ihn unwiderstehlich getrieben, da er schon seit mehreren Nächten immer dieselbe Stimme vernommen hatte, die ihm zugerufen, er solle auf den Schloßberg kommen. Er erschrak zwar anfänglich bei ihrer Erscheinung; allein als sie ihn gar beweglich bat, er möge sie doch zur Kirche tragen, die unweit des Berges liegt, faßte er sich ein Herz und nahm sie auf den Rücken. Wie er jedoch in die Kirchhofspforte eintritt, fährt ihm plötzlich ein Wagen entgegen, der ist mit kohlschwarzen Rossen bespannt, welche Feuer aus Maul und Nase speien. Da faßt ihn jäher Schrecken, und er schreit laut auf. In demselben Augenblick verschwindet auch der Wagen; aber auch die Prinzessin versinkt mit dem Jammerrufe: „Wieder auf ewig verloren!“

Einige sagen, die weiße Frau auf dem Schloßberge sei keine verwünschte Prinzessin, sondern ein Fräulein von Arnheim; die sei mit ihrer Schwester die letzte des Stammes gewesen und habe daher das Schloß geerbt. Warum sie aber verwünscht worden, weiß man nicht, denn sie ist überdies ein gar frommes Fräulein gewesen und hat den armen Biesenthalern allen Acker, den sie jetzt noch besitzen, geschenkt.

59. General Sparr als Hexenmeister.

Der General Sparr ist bei Lebzeiten ein großer Zauberer gewesen, und das kam daher, weil er einen Bund mit dem Teufel gemacht hatte. So hat er denn z. B., wenn er Fische aß, die Gräten in einen Napf gespieen und Wasser darauf gegossen, und sogleich sind es wieder lebendige Fische gewesen.

Auch durch die Luft flog er dahin, über Wälder und Seen. Namentlich sah man ihn oft von seinem Schlosse in Prenden, das er sich aufs künstlichste mit einer Zugbrücke erbaut hatte, nach Lichterfelde, das ihm ebenfalls gehörte, fahren.

Einmal sah ihn ein Bauer eben aus dem Prendenschen Schlosse kommen und folgte mit seinem schwer beladenen Ackerwagen dicht hinterher. Da ging's auf einmal in die Höhe; der Bauer aber fuhr immer hinterdrein. Wie im Sturm ging es über Feld und Wald, bis sie endlich wieder auf ebener Erde still hielten. — Der alte Sparr hatte das aber übel vermerkt, drehte sich schnell um und sagte, indem er dem Bauern ein paar tüchtige Maulschellen gab: „Diesmal habe ich dich noch so mitgenommen, und du kamst glücklich davon; aber versuch's nicht wieder!“

Ein andermal fuhr er auch so durch die Luft, da fiel dem Kutscher die Peitsche aus der Hand und blieb am Kirchturm zu Biesenthal hangen. Jener wollte sich bücken, um sie aufzuheben; aber da hielt ihn der alte Sparr zurück und sagte: „Bedenke, mein Sohn, wo du sitzest!“ Da sind sie denn weiter gefahren; die Peitsche soll aber noch lange nachher am Biesenthaler Kirchturm zu sehen gewesen sein.

Als es nun endlich mit dem alten Sparr zu Ende gegangen, da hat er lange gelegen und hat nicht leben, nicht sterben können. Endlich haben sie ihm dann die Fußsohlen aufgeschnitten und dort die Oblaten gefunden, die er beim Abendmahl einst genossen.*) Sobald sie aber die herausgenommen, ist auch seine Seele sogleich davongefahren!

Kaum war er aber tot, da ließ sich um Prenden unaufhörlich die wilde Jagd hören und ließ den Leuten fast keine Nacht Ruhe.

Da begegnete es auch einmal einem Bauern, daß er das Hallo und Jagdgeschrei hörte und in seinem Übermute mit einstimmte. Aber alsbald wurde es still, und eine Stimme rief:

Hast du helfen jagen,
Sollst du auch helfen tragen.

Und sogleich flog ihm eine Menschenlende auf den Rücken, an deren Fuß noch ein Schuh mit einer Schnalle saß, auf welcher der Name dessen, dem sie gehört hatte, zu lesen war. Schnell warf er seine Last ab; aber das half nichts: sie saß ihm sogleich wieder im Rücken, und soviel er sich auch mit Abwerfen abmühte, er konnte sie nicht los werden. Da riet ihm einer, er solle sie doch nach dem Wildkeller des Sparrschen Schlosses tragen. Das that er und wurde sie auf diese Weise glücklich los.[31])

---

*) D. h. angeblich beiseite gebracht und zum Zaubern gebraucht haben sollte.

60. Von den Kobolden in Straußberg.

In Straußberg soll es jetzt noch manchen geben, der einen Kobold hat und durch ihn ein reicher Mann geworden ist, aber in früheren Zeiten ist die Anzahl solcher Leute noch viel größer gewesen.*) Da war auch einmal ein Weber, der immer vollauf zu thun hatte, und wenn er nun die Arbeit abends noch ganz unvollendet verließ, so war sie gleichwohl frühmorgens immer fertig, aber kein Mensch im Hause wußte, wie das kam, bis daß endlich einmal ein Mädchen, das bei ihm diente, durch eine Ritze der Stubenthür schaute; da sah sie denn zwei Ziegenböcke am Webestuhl sitzen, die waren in der besten Arbeit begriffen, und am anderen Morgen war denn auch alles, wie gewöhnlich, vollendet.

Einem anderen Mädchen war von seiner Frau verboten worden, auf den Boden zu gehen, wohin diese sich gewöhnlich selbst zu begeben pflegte; als das nun auch eines Tages geschah, konnte es seine Neugierde nicht länger zügeln, versteckte sich auf dem Boden und sah dort, wie die Herrin mit einem Teller voll Milch in die Bodenkammer trat. Gleich kam ihr ein kleines rotes Männchen entgegen, machte sich über die Milch her und trank sie bis auf den letzten Tropfen aus. Da sah dann das Mädchen ein, warum ihr die Frau verboten, auf den Boden zu gehen, denn das rote Männchen war ein Kobold.

Da war auch einmal ein Mann in Straußberg, der hieß Prinzlaw, und weil ihrer viele des Namens dort waren, und dieser einen Kobold hatte, nannte man ihn zum Unterschiede den Koboldprinzlaw. Er war aber so reich, daß er sagte, er könne den Weg von seinem Hause bis zur Kirche mit

*) s. oben Sage 34.

lauter harten Thalern pflastern, und das war ein tüchtiges Stück. All diesen Reichtum hatte ihm aber sein Kobold gebracht, den man oft genug in seinen Schornstein hineinfliegen sah, und zwar war er rot, wenn er Geld, aber blau, wenn er Korn brachte. Wie der Mann nun Geld genug hatte, ward er des Kobolds überdrüssig, setzte ihn in eine Kiepe, trug ihn über einen Kreuzweg fort, wo er ihn ausschüttete und dann ruhig seiner Wege ging. Tags darauf kam ein Straußberger Schuhmacher des Wegs, der wenig Arbeit und kein Geld hatte, und wie der an den Kreuzweg kommt, sieht er da einen Vogel sitzen, etwa so groß wie eine Elster und mit roten und schwarzen Federn, der ruft immer: „Ich bin herrenlos, ich bin herrenlos!“ Da fragte ihn der Schuhmacher: „Wer bist du denn, daß du herrenlos bist?“ Aber der Vogel schrie nur immer: „Ich bin herrenlos, ich bin herrenlos!“ Da dachte denn der Schuhmacher, er könne ihn ja wohl mit sich nehmen, fing ihn und trug ihn nach Hause. Das hat denn auch nur kurze Zeit gedauert, da ist der Schuhmacher ein reicher Mann geworden, und hatte bald darauf vier Gesellen sitzen, die immer vollauf zu thun hatten.

---

61. Die Windsbraut.

Die Windsbraut ist eigentlich auch so ein verzauberter Spuk. Sie war einst ein reiches Edelfräulein, welches die Jagd über alles liebte, aber die Äcker und Gärten der Bauern und deren sauren Schweiß für nichts achtete und mit gewaltigem Ungestüm durch Saatfelder und Pflanzungen dahinstürmte. Dafür ist sie verwünscht worden, in alle Ewigkeit mit dem Sturm dahin zu fahren. Und wenn der

sich nun erhebt, so eilt sie ihm voran und wird von feurigen Ungetümen, Schlangen und Drachen gejagt, die sie nirgends ruhen lassen.

62. Die gefangene Mahr.

Eine Straußberger Frau erzählte, der Alp oder die Mahr, das sei einerlei, sie käme des Nachts durch das Schlüsselloch, lege sich dem Schlafenden auf den Leib und drücke ihm so das Herz, daß er jämmerlich schreien und wimmern müsse und ihm oft noch drei Tage nachher alle Knochen davon weh thäten. Verstopfe man aber das Schlüsselloch oder mache ein Kreuz auf die Thürschwelle, so könne sie nicht hinein. Man könne sie auch fangen, wenn sie schon im Zimmer sei, sobald ein Dritter, wenn er das Wimmern und Ächzen höre, schnell das Schlüssel- oder Astloch, zu dem sie hereingekommen, verstopfe. Will man das aber nicht, so kann man den Schlafenden wenigstens dadurch von seiner Pein befreien, daß man ihn bei seinem Taufnamen ruft.

Ein Knecht hat auch immer so an Mahrdrücken gelitten. Da hat er alle Löcher in der Stube verstopft und die Kameraden gebeten, zu wachen, und das haben sie auch gethan. Als er nun so liegt, da ist es ihm plötzlich, als klettere an seinem Bette ein Tier wie eine Katze herauf; schnell packt er zu und hat die Mahr gefangen. Da hat er gerufen, und die Kameraden haben schnell ein Astloch, das noch offen geblieben und zu dem die Mahr hineingekommen war, verstopft.

Wie er des Morgens erwachte, sah er zu seiner Verwunderung, daß ein schönes Frauenzimmer an seinem Bette saß: das war die Mahr. Die hat er dann geheiratet und mit ihr mehrere Kinder gehabt. Einmal aber, als so das Gespräch darauf gekommen, hat er ihr das Astloch gezeigt, durch

welches sie hineingekommen, und den Pflock herausgezogen. Aber kaum hat er dies gethan, so ist sie verschwunden gewesen. Doch ist sie nicht ganz fort geblieben, denn jeden Sonntag ist sie gekommen und hat die Kinder gewaschen und ihnen reine Wäsche angezogen, aber alles, ohne daß sie einer gesehen hätte, und das hat so lange gedauert, bis der Knecht einmal dem Prediger alles erzählt hat, der darauf gekommen ist und sie examiniert hat. Da hat sie ihm gesagt, daß sie weit aus England her sei und nie wieder zu ihrem Manne kommen könne, da er ihr das Astloch gezeigt. Seit der Zeit hat sie sich auch nicht wieder vernehmen lassen.

63. Die alte Stadtstelle im Blumenthal.

„Nordöstlich von Straußberg und westlich von dem Dorfe Prötzel," sagt Bekmann in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg, „liegt mitten in einem herrlichen Eichwalde und ziemlich auf der höchsten Erhebung eines oft aus sehr steilen Hügeln und Thälern bestehenden Plateaus ein Flecken Landes, welches in der ganzen Umgegend den Namen der „Stadtstelle im Blumenthal" führt. Ein großer Granitblock unter einer alten Eiche soll, wie erzählt wird, die Stelle bezeichnen, wo der Marktplatz der untergegangenen Stadt lag, und in seiner Nähe erstrecken sich, in einer Höhe von etwa zwei Fuß über dem Boden und fast in der ganzen Ausdehnung des jetzigen Feldes, Steinwälle, die tief in die Erde hinabgehen. Das sollen die Fundamente der Häuser jener Stadt sein. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts konnte man hier die Spuren einer Hauptstraße, welche die Richtung nach Straußberg hielt, und die von sechs Querstraßen finden. Außerdem waren noch verschiedene Gruben als Überreste von Kellern oder Brunnen

zu sehen, und vier ummauerte Plätze, die der Nachlaß von Kirche, Rathaus, Schloß, Kloster oder dergleichen gewesen sein mögen. Innerhalb dieses Raumes lagen auch drei runde Hügel, von denen man sagte, daß sie Begräbnishügel seien. Das alles ist jetzt zum größeren Teil verschwunden; aber Sagen von dieser Stadtstelle haben sich noch mannigfaltig, namentlich in Straußberg, erhalten." So Bekmann.

Vor mehr als 50 Jahren erzählte mir noch eine damals 73jährige Frau, daß sie in ihrer Jugend von einem 83jährigen Schäfer, der es von seinem Großvater vernommen, gehört habe, wie im Blumenthal einst eine sehr schöne Stadt mit guter Nahrung gestanden habe, die durch ein Erdbeben zerstört worden sei. Sie selbst habe noch den Kirchhof und den Grabstein des Predigers gesehen, auf dem mit großen Buchstaben zu lesen gewesen: „Prediger Troschel, gebürtig aus Marienwerder"; doch könne sie sich der Zahlen des Geburts- und Todesjahres desselben nicht mehr genau entsinnen.

Der Schäfer, dessen Vater schon immer in diesem Irrgarten, in dem die schönsten Mallinekens (Himbeeren), weiße Johannisbeeren, Stachelbeeren und Haselnüsse standen, gehütet hatte, erzählte ihr aber auch, als sie ihn einmal auf einem Eichenstumpf dasitzend traf, „auf diesem hätte sein Großvater alle Morgen einen Groschen gefunden" (es war aber noch einer von den ganz alten, von denen 24 auf den Thaler gingen); das hätte er aber niemand sagen dürfen, sonst hätte er ihn nicht mehr bekommen. Er that daher das Geld stets heimlich in einen Sack und bewahrte den an einem sichern Ort. Einst mußte er ihn aber da fortnehmen, nachdem er 9 Jahre lang alle Tage seinen Groschen erhalten hatte, und versteckte ihn deshalb in seinem Strohsack. Als nun seine Frau das Bett macht, findet sie den Sack und schilt auf ihren Mann los, sie habe so lange geglaubt, einen ehrlichen Mann zu

haben, und sehe nun, daß er ein Spitzbube sei. Da erzählte ihr der Mann, um sich vom Verdacht zu reinigen, woher er das Geld habe; aber des andern Morgens war auch kein Groschen mehr auf dem Eichenstumpf, und nie hat er wieder einen bekommen. —

Seltsam ist auch, was dem Vater des Schäfers dort mit seinem Hunde begegnete. So lange er den nämlich hatte, kroch der Hund, der den ganzen Tag über nichts fraß, mittags in ein kleines Loch auf der Stadtstelle und wenn er auch noch so dünn hineinging, kam er doch immer wohlgenährt heraus und hatte sich oft so rund gefressen, daß ihm die Wampe bis auf die Erde hing. Der Schäfer behauptete aber steif und fest, „Då mütten Lüüde in west sinn, dee den Hund föddert hebben!“

Einige sagen auch, auf der Stadtstelle zeige sich öfters eine weiße Frau, welche ein verwünschtes Fräulein sei, und auf dem Marktsteine sei noch eine Menschen- und eine Pferdetrappe sichtbar, woran man sehen könne, daß der Teufel auch dort sein Wesen getrieben habe.

Auch die wilde Jagd läßt sich zu Zeiten im Blumenthal hören. So begegnete sie einmal einer alten Frau aus Straußberg, als sie mit anderen an einem schönen Sommerabend vom Beerensuchen heimkam. Da hörte sie von fern ein lautes Hoho, Peitschengeknall und Hundegebell. Da ihr nun ein so arger Lärm im Walde noch nie vorgekommen, fragte sie die übrigen, was das wäre, und erfuhr, daß es die wilde Jagd sei, wurde aber zugleich gewarnt, nicht näher heranzugehen. Sie aber war neugierig und wollte doch den Zug, von dem sie schon so viel hatte erzählen hören, gern sehen. Als sie nun wenige Schritte vorgegangen, wird der Lärm immer gewaltiger, und indem sie sich umblickt, sieht sie das Pferd des wilden Jägers dicht an ihrer Schulter; in

demselben Augenblick ist sie aber auch schon zu Boden gerannt, und der Topf mit all den schönen Beeren liegt zerbrochen auf der Erde. Die wilde Jagd jagte aber nur so über sie hin.

64. Der Blumenthalsche See.

Wie einige Leute erzählen, ist die Stadt, welche einst im Blumenthal gestanden, in dem dortigen See untergegangen, und daher soll auch der große gelbe Koffer stammen, der ganz mit Eisen beschlagen ist und sich öfter auf demselben zeigt. Man sieht nämlich zuweilen einen solchen dort auf dem Wasser schwimmen; aber kein Mensch kann ihn herausziehen, und wenn die Fischerknechte ihn mit Stricken herausziehen wollten und ihn oft schon ganz sicher zu haben glaubten, waren die Stricke plötzlich wie abgeschnitten und der Koffer wieder an der alten Stelle. Überdies ist das Herausziehen sehr gefährlich, denn schon mancher, der es thun wollte, ist dabei im See ertrunken. Es muß aber etwas recht Wunderschönes darin sein, denn am zweiten Adventstage hört man da den ganzen Tag über eine herrliche Musik, wie von Pauken und Trompeten, und auch Gesang, und die kommt aus dem Koffer. Ein Schäfer war einst gerade an diesem Tage mit einem alten Fischer und noch anderen dort in der Nähe, und es war ihnen allen schon den ganzen Tag wie Musik in den Ohren; als sie nun dem See näher kamen, wurde diese immer deutlicher, und wie sie endlich am Ufer anlangten, sahen sie den Koffer und hörten die Musik in ihrer ganzen Schönheit.

Noch wunderbareres kann man aber am Neujahrstage dort erleben: da sieht man Leinen quer über den ganzen See gezogen, darauf hängt die allerfeinste Wäsche, und zwar so schöne Hemden, Überzüge, Handtücher, Laken und dergleichen mehr, daß sie wohl jeder gern haben möchte. Zum

See führen dann ordentliche von Rasen gemachte Stufen hinab, und es scheint so recht einladend, als ob einer die Wäsche holen solle. Eine Frau kam nun auch einmal am Neujahrstage des Weges, und da der See immer an dem Tage zugefroren, heute aber gerade so fest war, daß man noch die Spuren der schweren Holzwagen sah, die darüber gefahren waren, konnte sie dem Gelüste nicht widerstehen und wollte sich eins der schönsten Linnenstücke holen; aber wie sie hingeht und faßt nur kaum die erste Klammer an, da giebt's ein fürchterliches Krachen, das Eis bricht unter ihr zusammen, und sie hätte unfehlbar ertrinken müssen, wenn ihr nicht noch die Fischer, die gerade auf dem See fischen wollten, zur rechten Zeit zu Hilfe gekommen wären. — Wie andere erzählen, soll sich dies alles nicht auf dem Blumenthalschen, sondern auf dem Straußsee zugetragen haben.

65. Das Schloß ohne Treppe zu Lichterfelde.

In dem Dorfe Lichterfelde bei Eberswalde ist ein altes Schloß, welches der italienische Baumeister gebaut haben soll, der auch die Festung Spandau gebaut hat, wofür er zum Dank von dem Kurfürsten die Gegend erhielt, wo jetzt Lichterfelde liegt*). Nachdem er den Bau seines Schlosses, das aber ganz ohne Thüren und Treppen war, vollendet hatte, ließ er, wie man erzählt, seine Tochter, die sehr schön war, dahin nachkommen, und zwar geleitete sie auf diesem Wege ein Herr von Sparr. Es war damals die ganze Gegend noch ein dichter, fast undurchdringlicher Wald, und nur ein

*) An den Befestigungen Spandaus baute Ritter Franz Chiaramela de Gandino, gewöhnlich Giromella genannt, von 1562—1572.

Stück Land um das Schloß war ausgerodet. Als nun das Fräulein mit ihrem Begleiter an diese Stelle kam, da rief sie freudig aus: „Lichtes Feld!“ Der Vater aber sagte, als ihm der Herr von Sparr die Vorgänge der Reise berichtete und auch diesen Ausruf erzählte: „Nun, so will ich das Schloß Lichterfelde nennen!“ und diesen Namen hat es denn auch erhalten.

Dem Herrn von Sparr hatte aber sein Schützling so gefallen, daß er ihren Vater bat, sie ihm zur Frau zu geben, aber der suchte allerhand Ausflüchte und sagte endlich, wenn er den Eingang zum Schlosse fände, so solle er sie haben. Damit mußte sich Sparr zufrieden geben und ging davon. Nun trug es sich einmal zu, daß der alte Italiener, der sonst immer seine Tochter ängstlich bewachte, nach Eberswalde gefahren war, wo ein großes Fest gefeiert wurde, bei welchem auch Sparr, der auf dem Schlosse zu Trampe wohnte, zugegen war. Kaum hatte er den Alten dort gesehen, als er aufbrach und nach Lichterfelde fuhr. Das Fräulein, welches im oberen Stockwerke wohnte und gerade am Fenster saß, erblickte ihn alsbald und ließ sogleich einen großen Korb herab, vermittelst dessen sie den Vater immer hinaufwinden mußte. So hatte denn der Herr von Sparr die Bedingung, welche ihm der Alte einst stellte, erfüllt und heiratete bald darauf das Fräulein. Als ihm aber das erste Kind geboren wurde, ließ er auch eine Treppe im Schloß anlegen und es überhaupt mehr nach der Sitte anderer Häuser einrichten.

66. Der Wunderkreis auf dem Hausberg bei Eberswalde.

Auf dem Hausberg bei Eberswalde hat ehemals eine alte Burg gestanden, deren Gemäuer noch vor mehreren

Jahren sichtbar gewesen, später aber zum Bau der Kirchhofsmauer benutzt worden ist. Hier läßt sich öfter eine weiße Frau mit einem großen Schlüsselbund sehen, die sich auch zuweilen in einen großen schwarzen Hund verwandelt und so die Gegend durchstreift.

Jetzt ist der Hausberg oben ganz geebnet, und nur der sogenannte Wunderkreis befindet sich dort. Das ist ein aus vielen Kreisen bestehender, zwischen Rasenanlagen sich hinziehender Gang, dessen Biegungen so durcheinander laufen, daß, wenn man ihn zu Ende geht, man an derselben Stelle wieder ankommt, an der man hineingegangen ist. Früher wurde er von den Kindern zu Ostern ausgelaufen, das heißt, derjenige Knabe, der ihn am schnellsten durchlief, erhielt zur Belohnung Ostereier. Aber jetzt wird seiner nicht mehr gedacht, da man die alte Sitte nicht mehr beobachtet. Diesen Kreis hat, wie man sagt, ein alter Schäfer gemacht, der sich dadurch vom Tode gerettet; denn als er wegen eines Verbrechens dazu verurteilt war, hatte man ihm versprochen, ihm das Leben zu schenken, unter der Bedingung, daß er einen solchen Wunderkreis schaffe; was er denn auch gründlich ausgeführt hat.

Andere sagen, ein Schäfer, welcher hingerichtet werden sollte, habe noch kurz vor seinem Tode gebeten, daß ihm gestattet sein möge, noch einmal die herrliche Aussicht in das Thal vom Hausberge aus zu genießen. Das ward ihm gewährt, und wie er nun so auf dem Berge umherging, schleifte sein Stock hinter ihm im Sande nach und bildete so den Wunderkreis.

67. Die Uchtenhagen in Freienwalde.

In der Freienwalder Gegend weiß man noch viel vom alten Uchtenhagen. Dem hat einst das ganze Land gehört,

Freienwalde sowohl, als die Insel Neuenhagen. Wie er aber zu all dem Land gekommen, davon erzählen alte Schriften folgendes: „Es war einmal, heißt es, ein gar kriegerischer Ritter, Namens von Hagen, der lag im Kampfe mit einem von Jagow. Nun hatte aber der Kurfürst geboten, daß aller Streit rechtlich beigelegt werden solle, und gegen die Übertreter dieser Verordnung harte Strafen ausgesprochen. Als er nun erfuhr, daß der von Hagen der Anstifter dieses Streites sei, erklärte er ihn „in die Acht" und beraubte ihn all seiner Habe. Nun irrte dieser unstät umher, indem er sich von Räubereien ernährte, die er besonders in der Gegend von Freienwalde, wo er seine Höhle hatte, ausübte. Nicht lange nach dieser Zeit aber traf sich's, daß der Kurfürst in einen Krieg verwickelt wurde, in welchem es auf dem sogenannten roten Felde, in der Gegend der Sonnenburger Haide, zu einer blutigen Schlacht kam, woher das Feld dann auch „das rote" genannt wurde. Das Heer des Kurfürsten geriet in große Bedrängnis, als plötzlich der von Hagen in schwarzer Rüstung und mit herabgelassenem Visier aus einem Dickicht mit einem Häuflein treuer Knechte hervorbrach, den Feinden in den Rücken fiel und sie in solche Verwirrung brachte, daß der Kurfürst den Sieg erfocht. Als alles vorüber, ließ dieser deshalb den schwarzen Ritter vor sich kommen, dankte ihm für seine Hilfe und fragte nach seinem Namen. Hagen weigerte sich jedoch, ihn zu nennen, indem er sagte, der thue nichts zur Sache. Da drang auch der Kurfürst, der wohl ahnen mochte, wer er sei, nicht weiter in ihn und sagte: „„Damit Du aber siehst, daß ich erkenntlich bin, so soll, was Du mit deinem Rappen vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne umreiten kannst, dein sein, und weil Du aus dem Hagen (Busch) uns zur Hilfe kamst, so sollst Du forthin der Ritter „„Ut dem Hagen"" heißen!"" So soll

der Name entstanden sein, nur daß man allmählich Uchtenhagen daraus gemacht.

„Am folgenden Morgen setzte sich nun Uchtenhagen mit Sonnenaufgang auf dem Schloßberge bei Freienwalde zu Pferde und ritt in Begleitung einiger Gefährten weit herum um Freienwalde bis nahe an Wrietzen heran, ritt, da es Sommer war, durch die seichte Oder und kam durch das Niederbruch hindurch gegen Abend nach Neuenhagen, welches etwa eine halbe Meile von Freienwalde entfernt liegt. Hier traf er auf dem Felde einen Schäfer an, den er fragte: „„Schäfer, was ist's an der Zeit?““ worauf ihm dieser antwortete: „„Nun, die Sonne geht zur Rüste!““ Sogleich zog der Uchtenhagen sein Schwert, schlug dem Schäfer den Kopf ab und steckte neben dem Leichnam mit Hilfe seiner Gefährten einen großen Pfahl auf, zum Zeichen, daß er bis hierher auf seinem Ritt gekommen. Und diesen Pfahl bewahrte man noch lange auf dem Amte Neuenhagen auf.

„Nun baute er sich auf dem Schloßberg zwischen Freienwalde und Falkenberg eine Burg, aus der eine Menge unterirdischer Gänge führten, damit, wenn er in Bedrängnis geriete, er einen sicheren Ausweg habe; denn die Zahl seiner Feinde, die zuvor schon groß war, wurde durch die ihm unerwartet zu teil gewordene Gnade des Kurfürsten nur vermehrt.“

„Als nun Uchtenhagen alt wurde, übernahm sein ältester Sohn, welcher der einzige, ihm von mehreren übrig gebliebene war, die Verwaltung seiner Besitzungen. Allein auch dieser starb bald darauf und hinterließ nur einen einzigen Knaben.“

„So waren nun der alte Uchtenhagen und sein Enkel allein von dem ganzen Geschlecht übrig, und seine Feinde suchten ihm auf mancherlei Weise anzukommen, aber sein Schloß war zu fest, da konnten sie ihm nichts anhaben, deswegen drangen sie dann in einen feilen Knecht, der mußte beide vergiften.“

„Der Alte fiel auch bald als ihr Opfer, und da war der Knabe noch übrig; dem ward eines Tages eine Birne gereicht, die war vergiftet. Nun hatte er einen Hund, den er gar sehr liebte, und mit dem er all seine Speise teilte, dem warf er ein Stück der Birne zu, und beide starben zugleich."

„Dieser Augenblick, wie der Knabe die Birne in der Hand hält und der Hund liebkosend an ihm heraufspringt, ist auf einem Gemälde dargestellt, das sich noch jetzt in der Freienwalder Kirche über dem Altar befindet. Es trägt auch eine auf die Begebenheit bezügliche Inschrift, aus der man ersieht, daß der Knabe acht und ein halbes Jahr alt war, als er starb."

„Der alte Uchtenhagen aber und sein Enkel ruhen in der Gruft unter dem Altar der Freienwalder Kirche, wo man auch vor Jahren ihre bereits zu Staub zerfallenen Leichen in den Särgen gefunden hat."[32])

68. Der alte Uchtenhagen und die Teerbutte zu Hardenberg.

Vom alten Uchtenhagen kommt auch sonst noch oft die Rede. Er hat, wie man so sagt, mehr können als Brot essen. Namentlich kam ihm keiner im Fahren gleich, so schnell fuhr er, und er fuhr auch da, wo kein anderes Menschenkind es konnte. So lag, wo der Weg sich vom Freienwalder Brunnen die Berge hinaufzieht, rechts eine Schlucht, die ist jetzt zugefallen, da ist Uchtenhagen oft mit vier Pferden, in die Quer gespannt, durch die Berge hindurch nach Sonnenburg gefahren; es sind aber $^3/_4$ Meilen in gerader Richtung. — So konnte er auch durch die Luft fahren. Einmal fuhr er von Freien-

walde über Wriezen nach Seelow, da blieb im Dorfe Hardenberg an der Turmspitze die Teerbutte*) seines Wagens sitzen, die hat noch viele Jahre zum Andenken da gehangen.

69. Allerhand Spuk am Schloßberg zu Freienwalde.

Am Schloßberg zwischen Falkenberg und Freienwalde, da hat der alte Uchtenhagen vor allem gehaust, und wo man noch das Mauerwerk und die alten Keller sehen kann, da geht er spuken. Einst kamen Musikanten in der Nacht von Falkenberg, wo sie gespielt hatten, des Weges. Da sagte einer: „Wollen dem alten Uchtenhagen ein Ständchen bringen.“ Wie sie aber das dritte Lied blasen, da kommt einer heraus und giebt ihnen ein Achtgroschenstück (eine Mark). „Einmal,“ sagte er, „sollte es ihnen geschenkt sein; aber sie sollten es sich nicht wieder beikommen lassen!“

Überhaupt ist es am Schloßberg nicht richtig, da giebt es noch allerhand anderen Spuk. So ist zwischen dem Schloßberg und dem nahen Räuberberge eine Schlucht, in der läßt sich eine weiße Frau sehen, die will erlöst sein. Einst hatte es einer unternehmen wollen; er hat sie auch schon auf dem Nacken gehabt und eine Strecke den Berg hinaufgetragen. Da ist es ihm gewesen, als würde ein Baum geschlagen und fiele auf ihn. Die weiße Dame hat ihm aber alles vorher gesagt, wie es kommen würde, und da ist er ruhig weiter gegangen. Nun ist aber die Schlucht hinunter ein großer Heuwagen gekommen, und wie er heran gewesen, war es ihm, als würde derselbe umschlagen. Da ist er doch aus dem Wege getreten und sofort ist alles verschwunden gewesen.

*) Ein Fäßchen mit Teer, welches zum Einschmieren der Räder unter dem Wagen hing.

Die weiße Frau soll sich aber in verschiedener Gestalt zeigen: manchmal ist sie als Bettler, manchmal als kleiner Junge zu den Leuten gekommen. Besonders läßt sie sich um Johannis um 12 Uhr sehen; dann brennt auch auf dem Schloßberge ein Schatz.

In der Schlucht ist auch ein Wasser, das heißt „das klingende Fließ", in dem ist eine Glocke versunken, die man zu Zeiten noch hört. — Einmal war nun ein Schiffer an den Schloßberg herangefahren, — damals ging nämlich das Wasser noch so weit, ehe die Chaussee erbaut wurde, — da kam ein großer schwarzer Hund gelaufen und wollte mit in den Kahn. Der Schiffer wollte es anfangs nicht leiden; da hörte er aber die Glocke klingen:

Anne Susanne,
Willt du mit to Wasser oder to Lanne?

und es wurde ihm so angst, daß er den Hund hineinließ. Der sprang auch in die Ecke vom Kahn und legte sich dort ganz still nieder; nach einem Weilchen sah aber der Schiffer, daß er wieder verschwand wie ein Schatten, und zuletzt war er ganz fort. Das war ihm denn doch zu gruselig, und er machte, daß er bald wieder heim kam. — Aber auch sonst ist es dort, wie gesagt, nicht geheuer. Früher, als die alte Straße dort entlang ging, hat sich mancher da fest gefahren und sich erst durch ein schweres Donnerwetter, — denn ein Fluch, sagen sie ja, kann solchen Zauber vertreiben, — gelöst. Das kommt aber alles daher, weil der alte Uchtenhagen da sein Wesen treibt!

---

70. Noch ein Hexenritt auf Walpurgis.

Auch im Barnimer Kreis weiß man noch von manchem Hexenritt. Ein Knecht, heißt es z. B., sah aus dem Versteck,

wie seine Alte, als Walpurgisabend herankam, einen Topf mit Salbe nahm, damit sich bestrich und nun auf einem Besen zum Schornsteine hinausfuhr, hörte dabei auch den Spruch: „Up un davon un an keene Ecke an.“ Wie er es aber nachmachen wollte, sagte er falsch: „Up un davon un an alle Ecken an.“ Da ist es mit ihm überall gegen gefahren, daß er ganz blutig im Gesichte auf dem Blocksberge ankam.

Dort ist ein Gejuche und Geblase gewesen, das war ganz toll, und seine Bäuerin tanzte ganz lustig mit. Sie hat ihn aber nicht erkannt, weil er so blutig aussah.

Da hat er aber ein Instrument bekommen und hat mit blasen müssen; vorher hat man ihm aber gesagt, er solle nur nicht sagen: „Solt (Salz) her“. Wie es aber immer ärger wurde, und er garnicht mehr blasen konnte, rief er: „Solt her!“ Da war alles verschwunden, — denn Salz bannt die Hexen, — und er hatte statt der Trompete eine Katze in der Hand, auf deren Schwanz er geblasen.

Wie er nun nicht nach Hause zu kommen wußte und immer weiter ging, gelangte er an ein mächtig großes Wasser. Da er nicht hinüber konnte, kam ein Ziegenbock gelaufen. Der sagte, er wolle ihn hinübertragen, er solle sich nur an den Hörnern festhalten. Nun dachte er, der Ziegenbock würde mit ihm durchs Wasser schwimmen. Wie erstaunte aber der Knecht, da jener über das Wasser lief, als wäre es Land. Als er aber hinüber gewesen, hat er zu dem Knechte gesagt „diesmal hätte er es noch gethan und ihn hinüber gebracht, das nächste mal aber nicht wieder!“ Der Knecht war froh, daß er so davon gekommen.

71. Die verschwundene Stadt bei Bukow.

In dem Haussee, der dicht bei dem Städtchen Bukow, in einer Gegend, die man wegen ihrer Schönheit wohl die märkische Schweiz zu nennen pflegt, soll vor alters eine Stadt versunken sein, doch sind alle Spuren davon verschwunden; nur am Johannistage kann man noch unten tief auf dem Grund den Kirchturm erblicken.

---

72. Junker Hansens Kehle bei der Pritzhagener Mühle.

Bei der Pritzhagener Mühle zieht sich eine tiefe, zerklüftete Schlucht hin, die nennt man „Junker Hansens Kehle". In der ist es des Nachts nicht recht richtig.

Sie hat aber ihren Namen von dem letzten derer von Rützen (oder, wie man in der Gegend sagt, „von Rutze"), der dort zu Tode gekommen. Den Herren von Rützen gehörte früher das Dorf Pritzhagen, und sie waren gewaltige Jäger vor dem Herrn und ließen nicht davon ab, obwohl eine alte Sage ihnen verkündet hatte, das edle Waidwerk würde der Untergang des Geschlechts sein. So war denn auch Junker Hans von Rützen, welcher der letzte seines Stammes sein sollte, ein leidenschaftlicher Jäger. Einmal jagte er nun hoch zu Roß, die Peitsche in der Hand, hinter einem mächtigen Hirsch her, welchen die Hunde aufgetrieben hatten. Zuletzt stürzte sich das verfolgte Tier in eine der tiefen Kehlen (Schluchten), an denen die Landschaft so reich ist; — der Jäger in die grauenvolle Tiefe ihm nach! Obgleich das Pferd unter ihm zusammenbrach, setzte er doch die Verfolgung zu Fuß fort. Da kehrt sich der geängstete Hirsch, wie er keinen Ausweg weiter sieht, um und spießt

den kühnen Verfolger mit seinem Geweihe auf. So starb der letzte Rützen, denn, da er noch jung war, hinterließ er keine Erben.

Des Nachts geht er aber um und durchtobt mit lautem Hallo die Schlucht, welche nach ihm „Junker Hansens Kehle“ bis auf den heutigen Tag heißt; wenn die Turmuhr aber Eins schlägt, versinkt er mit dem wimmernden Rufe: „Helpt, helpt!“

73. Der Markgrafenstein bei Fürstenwalde.

Unweit des Dorfes Rauen bei Fürstenwalde ist der Markgrafenstein, ein gewaltiges Felsstück, dessen eine Hälfte man in diesem Jahrhundert zu einer großen Schale verarbeitet hat, die zu Berlin im Lustgarten vor dem Museum steht.

Am Markgrafenstein, heißt es, war es immer nicht geheuer. Da hörte man oft ein klägliches Winseln, das rührte von einer Prinzessin her, welche der Teufel dort gefangen hielt. Andere sagen, es sei keine Prinzessin gewesen, sondern eine Müllerstochter aus Rauen, die auf folgende Weise in die Hände des Bösen gekommen sei.

Am ersten Pfingsttage war es an vielen Orten der Mark und auch zu Rauen Gebrauch, daß den Kühen derjenigen Magd, welche ihr Vieh am Morgen zuletzt auf die Weide getrieben hat, ein bunter Kranz umgehängt wurde, und man sagte dann schlechthin, sie habe „die bunte Kuh“ bekommen, was gewöhnlich für eine große Schande gehalten wurde. So hatte denn auch einmal die Tochter eines Müllers aus Rauen die Zeit verschlafen, und als sie ihre Kühe hinaustrieb, waren die der anderen schon längst draußen. Das ging ihr so zu Herzen, daß sie anfing bitterlich zu weinen und sich

„verwünschte“, daß ihr solches geschehen sei. Nun hatte aber der Teufel schon von alter Zeit her in dem Markgrafenstein sein Schloß und stand gerade, als das Mädchen ihre Verwünschungen ausstieß, oben auf demselben; da flog er schnell hinab, packte sie und führte sie mit sich in den Stein, wo sie bis zum jüngsten Tage sitzen sollte, und wo man ihr klägliches Gewinsel oft genug gehört hat. Ihr Bräutigam, der ein junger Müllerbursche war, hat sie zwar, als er ihr trauriges Los erfuhr, zu retten versucht und den Stein mit gewaltigen Hammerschlägen sprengen wollen; es ist ihm jedoch nicht gelungen. Rings um den Stein sah man aber noch lange nachher die tiefen Löcher, die er mit seinem Hammer hineingeschlagen.

74. Wie Schulze Hoppe das Wetter gemacht.

Es war einmal ein Schulze, der hieß Hoppe, — im Oderbruch soll es gewesen sein, — dem konnte es der liebe Gott nie recht machen mit dem Wetter; bald war's ihm zu trocken, bald regnete es zu viel, und da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahr sollst Du selbst das Wetter machen.“

So geschah es denn auch, und der Schulze Hoppe ließ nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs, daß es nur so eine Freude war, mannshoch. Als es nun aber zur Ernte kam, waren alle Ähren taub, denn Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll.

Seit der Zeit hat Schulze Hoppe nicht mehr übers Wetter gesprochen und ist zufrieden damit gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat.

75. Bestrafter Übermut.

Zu Alt-Barnim bei Wriezen saßen einmal die Bauern in der Schenke, da erhob sich ein gewaltiges Gewitter und es donnerte und blitzte fürchterlich. Einer der Bauern aber war ein gar frecher Gesell, der sprach zu den andern: „Ich will einmal hinaus gehen und ihm eins schenken, da wird er sich wohl beruhigen!“ Sprach's und trat mit dem vollen Glase hinaus vor die Thür; aber kaum hatte er den Fuß hinausgesetzt, so fuhr ein gewaltiger Blitz vom Himmel und schlug ihn, daß er nimmer wieder erwachte.

Die Uckermark.

76. Markgraf Hans als Hexenmeister.

In der Uckermark und den angrenzenden Teilen der Neumark weiß man noch viel vom Markgrafen Hans*) und seinen Wunderthaten zu erzählen. So soll er u. a. das Flüßchen Röhricke in seinem Zickzacklauf ausgepflügt haben.

In der Neumark besaß nämlich, heißt es, Markgraf Hans einen großen Acker; auf demselben befand sich ein Quell, der keinen Abfluß hatte und das ganze Land versumpfte. Das ward dem Markgrafen endlich lästig, darum spannte er zwei schwarze Stiere vor seinen Pflug, — das waren aber nicht ein paar gewöhnliche Stiere, sondern zwei Teufel, — und zog damit eine große Wasserfahre bis in die Gegend von Niederkränig und Nipperwiese, wo er samt Pflug und Stieren plötzlich über den dortigen Elsbruch fortfuhr und verschwand. Die so entstandene Wasserfahre ist das kleine Flüßchen Röhricke, welches, da die Stiere des Markgrafen, trockenen Boden suchend, immer unruhig kreuz und quer liefen, noch heute in unaufhörlichem Zickzack hinläuft.

Markgraf Hans war überhaupt ein gewaltiger Zaubermeister, so daß einige von ihm sagten, er hätte auch ein Bündnis mit dem Teufel gemacht. Er konnte nämlich durch

*) Markgraf Hans von der Neumark, auf den die nachfolgenden Geschichten übertragen werden, war der Bruder des Kurfürsten Joachims II.[33])

die Luft und über das Wasser fahren, als wäre es festes Land. So fuhr er auch einmal zur Nachtzeit durch die Luft nach Freienwalde, und damit es recht schnell ginge, ließ er den Kutscher tüchtig darauf lospeitschen. Der mag aber wohl etwas zu weit ausgeholt haben, denn es bleibt seine Peitsche an einem Pfahl sitzen. Schnell will er vom Wagen springen, um sie wieder los zu machen; aber das verbot ihm Markgraf Hans, indem er meinte, er solle nur ruhig zufahren, es würde wohl auch so gehen. Anderen Tages, als sie auf ebener Erde nach Schwedt zurückfuhren, hat er dem Kutscher seine Peitsche gezeigt, die hing an der obersten Spitze eines Kirchturms; das war der Pfahl gewesen, an dem sie sitzen geblieben. Zum ewigen Andenken soll man die Peitsche dort haben hängen lassen; aber in welchem Dorfe es gewesen, das weiß kein Mensch mehr zu sagen.

Auf dieselbe Weise hat er auch einmal die Schmeerbutte von seinem Wagen eingebüßt, die gleichfalls an dem Kirchturm eines Dorfes hängen blieb, und da hängt sie noch.

Einmal fuhr auch Markgraf Hans bei Prenzlau über den Uckersee, da kam ein Bauer des Wegs gefahren, der dachte: „Wo der mit seiner großen Kutsche durchkommt, kannst du ja wohl mit deinem Leiterwagen auch durch", trieb die Pferde an und hui! ging's in raschem Fluge über den Uckersee, immer hinter dem Markgrafen her. Als sie nun am andern Ufer ankamen, sah der Bauer sich um,*) weil er doch sehen wollte, wie groß die Strecke sei, welche sie zurückgelegt, aber in demselben Augenblick sanken die Hinterräder seines Wagens, die noch auf dem Wasser waren, tief ein. Die Pferde jedoch standen bereits auf dem Trocknen und zogen den Wagen glücklich heraus. Jetzt sah sich auch Markgraf Hans um, erblickte

*) Umsehen darf man sich bei solcher Gelegenheit nie! s. auch Sage 7.

den Bauern und sagte: „Diesmal habe ich dich mit hinüber genommen; aber probier's nicht wieder, sonst möcht' es so gut nicht ablaufen."

77. Der Suckowsche Kammerherr und der Bauer.

Einige erzählen diese Zaubergeschichten vom Markgrafen Karl, der zur Zeit des alten Fritz lebte, wieder andere vom Suckowschen Kammerhern, einem aus der Familie der Arnims, die in sehr großer Zahl im westlichen Teil der Uckermark ansässig sind.

Dem Suckowschen Kammerherrn soll auch einmal ein Bauer aus Flieth nachgefahren sein, wie er so über das Wasser dahinfuhr. Auf dem Wasser sagte der Suckowsche Kammerherr nichts; aber den andern Tag ließ er sich den Bauer auf sein Schloß kommen und fragte ihn, wie er sich hätte unterstehen können, ihm nachzufahren. „J," sagte der Bauer, „da fahre ich ja schon länger als Sie, gnädiger Herr." „So," sagte der Kammerherr, „das wird sich bald zeigen, ob Du auch solche Kunst verstehst", und hieß ihn am folgenden Tage wieder auf das Schloß kommen. Als nun der Bauer sich einfand, setzte er ihm Fische vor. Der Kammerherr schälte das Fleisch fein säuberlich von seinen Fischen ab, so daß Kopf und Gräten unversehrt blieben, dann setzte er diese ins Wasser, und da waren die Fische wieder lebendig und schwammen lustig davon. Nun forderte er den Bauern auf, ihm das nachzumachen. „Ach", sagte der Bauer, „das ist ja gar nichts, gnädiger Herr", und nahm einen Fisch und zerbiß ihn kurz und klein, daß auch nicht die kleinste Gräte ganz blieb, dann spie er den ganzen Klumpen ins Wasser, und siehe da! auch

sein Fisch war wieder lebendig und schwamm davon. Da merkte denn der Kammerherr, daß jener mehr könne als Brot essen, und ließ ihn ruhig gehen.

---

78. Woher der Suckowsche Kammerherr das Zaubern gelernt.

Der Suckowsche Kammerherr hatte eine alte Bibel, — sie soll noch bis auf den heutigen Tag im Schlosse liegen, — die war mit Ketten verschlossen. Das war auch nötig, denn darin befinden sich alle sieben Bücher Mosis und darunter auch die zwei, welche in den gewöhnlichen Bibeln fehlen und in denen, wie die Leute ja behaupten, das rechte Zauberzeug steht. Die Schrift des Buches ist aber schon ganz vergilbt und kaum noch lesbar.

Daraus hat der Suckowsche Kammerherr seine Kunst entnommen.

Einige Hauptstücke hat er freilich vom Müller Pumpfuß gelernt. Das war ein Müller in der Gegend von Gramzow und einer der größten Tausendkünstler, die es je gegeben. Mit dem ist aber der Suckowsche Kammerherr so zusammengekommen. Er fuhr einmal eines Abends spät nach Hause zurück, und wie er an einen Hohlweg kam, wollten die Pferde nicht weiter und blieben vor einem dunklen Gegenstande, der quer über dem Wege lag, stehen; das war aber Pumpfuß, der hatte sich dort hingelegt und that, als höre er weder Wagen noch Pferde.

Der Kutscher, welcher glaubte, es wäre ein Trunkener, stieg ab, um ihm auf die Beine zu helfen; aber Pumpfuß rückte und rührte sich nicht und machte sich steif wie ein Baumstamm. Da ward der alte Kammerherr zornig und befahl dem Kutscher

wieder aufzusteigen und über den Kerl, wenn er denn gar nicht aufstehen wollte, fortzufahren. Der stieg auch auf; aber so viel er auch auf die Pferde lospeitschte, sie gingen nicht vorwärts, und der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Da merkte der Kammerherr, daß der Wagen festgemacht sei, — das war auch so ein altes Zauberstück, — und hieß den Kutscher noch einmal vom Bock herunter steigen und den Kerl fragen, wer er eigentlich sei, und was er wolle.

Als er nun hörte, daß es Pumpfuß sei, sagte er: „Den habe ich lange gesucht," und hieß ihn in seinen Wagen steigen und mit auf sein Schloß fahren, damit er ihn alles lehre, was er könne. Das that denn auch Pumpfuß, und so lernte denn auch der Kammerherr alles von ihm, was er wissen wollte.

Als er nun nach einiger Zeit glaubte, alles zu können, fragte er seinen Lehrmeister, ob er ihm auch alles, was er wisse, gezeigt habe. Wie das nun Pumpfuß bejahte, ließ er einen Scharfrichter kommen, der sollte ihm den Kopf abschlagen, damit er keinen weiter das lehren könne, was er ihn gelehrt. Pumpfuß that, als wenn gar nichts vor wäre und ihn die Sache gar nichts anginge. Als aber der Scharfrichter zuhauen will und schon den Arm mit dem Beil hebt, siehe, da bleibt ihm plötzlich Arm und Beil in der Luft stehen, — er ist festgemacht. Da lachte Pumpfuß und sagte: „Das Kunststück habe ich noch für mich behalten" und ging ungefährdet seiner Wege. Der Kammerherr war aber schließlich noch froh, daß er ihn so ohne weiteres los geworden.

79. Die Geschichte vom Müller Pumpfuß.

Vom Müller Pumpfuß und seinen Streichen weiß man aber noch viel in der ganzen Mark zu erzählen, besonders freilich in der Ucker- und Neumark. Er konnte auch mehr als Brot essen, hatte aber nirgends rechte Ruhe und wanderte gern als Feierbursch umher. Wehe aber den Müllern, wenn sie ihn nicht gut aufnahmen oder ihm gar die Frau Meisterin überhaupt einen Imbiß versagte, dann spielte er ihnen sicherlich einen argen Possen. Dann geschah es z. B., daß er den Mühlstein, der so groß war, daß ihn vier Pferde kaum von der Stelle brachten, auf den Nacken nahm und damit aufs Dach kletterte, wo er ihn liegen ließ, so daß der Müller und alle seine Gesellen denselben nachher nur mit der äußersten Mühe wieder herunter brachten.

Einmal kommt er auch so zu einer Mühle, wo der Mann gerade nicht zu Hause ist, und spricht als Feierbursch um Frühstück an. Die Frau setzt ihm Butter und Brot vor; aber in der Ofenröhre hat sie einen Braten für ihren Mann. Pumpfuß, der das merkt, fragt, ob sie nicht noch etwas Fleisch habe. Die Frau aber sagt „nein.“ Da geht er fort und sagt nicht Adieu. Mit einem Male hört die Frau über ihrem Schornstein etwas rasseln, und als sie hinaufblickt, ist der Läufer (der oberste Mühlstein) über dem Schornstein und dreht sich wie toll. Da merkt sie, wer der Feierbursch gewesen ist, schickt ihm schnell nach und läßt ihn bitten, doch zurückzukommen, sie hätte auch Braten für ihn. Pumpfuß läßt sich erst lange bitten; dann aber geht er zurück und frühstückt rechtschaffen. Während er aber frühstückt, ist der Läufer wieder an seinem Ort und alles in Ordnung.

Ein anderes Mal kommt er vor einer Windmühle vorüber

und hört, daß eben scharf gemacht wird. Er geht hinauf, spricht den Handwerksgruß und fragt: „Ist's erlaubt, scharf zu machen?" Da man ihm antwortet: „Immerzu," so macht er sich daran. Er stellt sich an den Läufer und arbeitet los. Aber niemand bietet ihm etwas an, weder zu essen noch zu trinken. Endlich wird ihm doch die Zeit zu lang, er steckt den Pickenstiel durch das Loch des Läufers, hebt ihn sich auf die Schulter und geht nach dem Wirtshause. Dort setzt er den Stein nieder und frühstückt. Aber es dauert gar nicht lange, da kommen Meister und Gesell und bitten ihn, doch nach der Mühle zu kommen. Erst nachdem er sie eine Weile hat zappeln lassen, läßt er sich erbitten und nimmt den Stein mit. Bei dem Müller aber gab es nachher das Beste aus Küche und Keller.

Wenn es Pumpfuß einmal einfiel, Arbeit auf einer Mühle zu nehmen, dann machte er gewöhnlich, besonders wenn eine außergewöhnliche Zumutung an ihn gestellt wurde, so viele Tollheiten, daß man gern froh war, wenn er wieder das Haus verließ. Einst war er Bescheider auf einer Windmühle. Nun kommt eines Tags die Frau Meisterin zu ihm herauf und bittet ihn, ihr ein wenig Kaffeeholz zu hauen. Pumpfuß ärgert sich über diese Zumutung, sagt aber scheinbar ruhig, sie möge nur etwas warten, er werde sogleich etwas besorgen. Auf einmal knastert und knistert es gewaltig in dem Kammrade und Getriebe, und siehe da, alle Kämme brechen aus dem Kammrade heraus und fallen der Frau zu Füßen. „So, da ist Kaffeeholz," sagt Pumpfuß. Aber die Frau ist bleich vor Schrecken und kann kein Wort hervorbringen wegen des großen Schadens in der Mühle. Da dauert sie denn doch Pumpfuß, und er geht nach der Scheune, holt ein Bund Stroh, schneidet die Ähren ab und steckt sie in die Kammlöcher; dann läßt er die Mühle an, und siehe,

es geht alles wieder so frisch wie vorhin. Die Frau hat aber kein Kaffeeholz mehr von ihm gewollt.

Zuletzt hat er aber doch kein gutes Ende genommen. Er kam nämlich nach einer Mühle, die hatte zwölf Gänge, die sämtlich gingen. Aber es war noch einer da, auf dem durfte niemand mahlen, der war verschlossen; das war der dreizehnte, und auf diesem Gange mahlte der Teufel. Der Mühlenmeister versprach nun Pumpfuß, den er kannte, ein hübsches Stück Geld, wenn er ihm den dreizehnten Gang auch freimachte. Da ging dieser hinein in den Gang und redete mit dem Teufel; der sagte auch: ja, er werde weichen, wenn jener ein halbes Jahr lang keine Kunststücke mehr machen und keinen Branntwein mehr trinken wolle. Das versprach auch Pumpfuß und sagte dann dem Müller, er würde in einem halben Jahre wiederkommen, dann sollte der Gang frei sein.

Am letzten Tag vor Ablauf des halben Jahres kam er auch wieder. Da machten die Gesellen ein großes Fest und beredeten ihn, daß er trank; die Zeit war aber noch nicht ganz verflossen, es fehlten noch einige Stunden. Als er darauf hinausging und nicht wieder kam, gingen sie ihn zu suchen, und wie sie ihn fanden, war ihm das Genick umgedreht. Das hatte der Teufel gethan, weil jener sein Wort nicht gehalten hatte.

80. Markgraf Karl von Schwedt und Seydlitz.

Was einige vom Markgrafen Hans erzählen, berichten andere in Ucker- und Neumark, wie schon erwähnt, vom Markgrafen Karl von Schwedt aus der Zeit des alten Fritz. Das soll überhaupt ein toller Christ — wie man so sagt, — gewesen sein. Oft hat der Kutscher, wenn er so aus-

gefahren, die Leine fortwerfen und immer auf die Pferde lospeitschen müssen, so daß es in rasendem Lauf über Stock und Stein gegangen. Zuletzt haben alle, die im Wagen gesessen, herausspringen müssen, um nicht mit Wagen und Pferd jämmerlich zerschellt zu werden.

Bei ihm ist auch in seiner Jugend der Seydlitz Page gewesen, der die schwere Reiterei im Preußischen zuerst so recht aufgebracht hat.*) Der mußte immer nicht bloß die wildesten Pferde, sondern auch Hirsche aus dem Wildpark besteigen und unter den Flügeln einer klappernden Windmühle hinwegreiten; davon ist er denn aber auch ein Reitergeneral geworden, wie es noch keinen zweiten auf der Welt gegeben hat.

Der alte Fritz aber wurde auf Seydlitz bei folgender Gelegenheit aufmerksam. Er ritt einmal über eine Brücke und hinter ihm mit anderen Offizieren Seydlitz, der war aber erst Lieutenant. Da hörte der König, wie Seydlitz sagte, das sei ein schlechter Kavallerie-Offizier, der sich gefangen gäbe, so lange er noch ein Pferd unter sich hätte. „So," sagte der König und drehte sich um, „was will Er denn nun machen, wenn ich Ihm jetzt seinen Säbel abfordere?" — „Das, Ew. Majestät," sagte Seydlitz und setzte mit seinem Pferde über das Geländer in den Fluß und schwamm an das andere Ufer. Da hat ihn denn, wie er ans Land kam, der alte Fritz belobt und sofort zum Rittmeister gemacht.

---

*) Bekanntlich war Seydlitz bei dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt Page. Die Volkssage setzt an jenes Stelle seinen Vetter, den unter dem Namen Markgraf Karl bekannten General, welcher unter Friedrich dem Großen in allen schlesischen Kriegen rühmlichst mitgefochten.

81. Der alte Schlippenbach und die wilde Jagd.

Bei Schönermark spukt der alte Schlippenbach. Er soll auch bei der wilden Jagd sein. Ein Bauer hat ihn einmal leibhaftig so gesehen. Wie er nämlich des Abends von Schapow nach Schönermark zurückkehrt und beim sogenannten Weinberg vorüberkommt, da sieht er den alten Schlippenbach mit allen seinen Jägern und vielen fremden Herren an großen Tischen sitzen, und auf den Tischen standen Braten und allerhand Gebäck die Hülle und Fülle, und da ward gegessen und getrunken nach Herzenslust, und auch Karte wurde gespielt, und der alte Schlippenbach hatte sie gerade in der Hand und gab jedem der Reihe nach. Wie das der Bauer sah, sagte er: „Spielt's gut, meine Herren?" Da blickte der alte Schlippenbach auf, sah den Bauer gar grimmig von der Seite an, ergriff eine Schüttgabel und reichte ihm eine Ochsenkeule hin, indem er sagte: „Hast du mit helfen spielen, mußt du auch mit helfen essen." Der Bauer aber fiel vor Schreck rücklingsüber in den Wagen und war halb tot, als die Pferde mit ihm in Schönermark ankamen. Erst allmählich kam er wieder zu sich und konnte erzählen, was ihm passiert. — Auch anderen soll da manches begegnet sein.

---

82. Die Schätze im Teufelsberge bei Oderberg.

Zwischen Liepe und Oderberg liegt der Blocksberg, der Teufelsberg und der Schloßberg. In der Schlucht zwischen den beiden letzteren ist es nicht ganz richtig, dort soll oft Geld brennen. Andere sagen, es sei am Blocksberg. Dort kam einmal ein Fischer von Nieder-Finow des Abends vorübergefahren, denn die von Nieder-Finow hatten früher die Fisch-

gerechtigkeit auf dem Lieper See, und ehe die neuen Verwallungen gemacht wurden, ging das Wasser bis an die Berge. Er hatte seinen Kahn gerade ans Land gestoßen, da kam ein Mann auf ihn zu und sagte, er solle ihm folgen, er solle sich Geld holen. Andere sagen, dies sei nicht zufällig geschehen, sondern es hätte den Fischer eine Stimme dahin gerufen. Wie er nun von seinem Kahn aus an dem Manne so hinauf sah, bemerkte er, daß er gerade dicht unter dem Teufelsberge angefahren sei, und es wurde ihm ganz ängstlich zu Mute; dennoch faßte er sich ein Herz und folgte dem Manne. Dieser führte ihn nun nach der Schlucht; da standen lauter Fässer mit Gold, davon hieß ihn der Mann eines nehmen und verschwand. Der Fischer trug sich eine Tonne in den Kahn; weil er aber habgierig war, dachte er: der Mann ist fort, hole dir nur noch eine. Wie er aber mit der zweiten nach seinem Kahne kam, war die erste fort. Weil er nun diese nicht verschmerzen wollte, machte er sich noch einmal auf den Weg und holte sich noch eine dritte; aber als er zum Kahn kam, war wieder die zweite fort. Da wurde ihm doch gar zu bange, und er machte, daß er fortkam. Wie er abstieß, saß der schwarze Mann am Ende. Der Fischer faßte sich ein Herz und ruderte, was er konnte, nach Hause. Als er dort ankam, drehte er den Kahn um, so daß die Spitze, wo der schwarze Mann saß, hinaus ins Wasser zeigte. Das thun die Fischer öfter, um sogleich wieder abstoßen zu können. „Das ist dein Glück gewesen,“ sagte der Mann, „daß du mich nicht zuerst ans Land gefahren! Weil du aber so habgierig gewesen, hast du statt Gold und Silber, was in der ersten und zweiten Tonne war, in deiner Tonne jetzt nur Kupfer.“ Und so war es auch.

83. Der dreibeinige Hase in Nieder-Finow.

Mit Nieder-Finow ist es eine eigene Sache. Früher war es eine Stadt und hieß Ninifeh, auch findet man noch manchmal in den Bergen altes Mauerwerk. Jetzt heißt der Ort aber Nieder-Finow von der Finow. Früher hatte es auch drei Märkte, die haben sie aber eingehen lassen; der eine ist dann nach Oderberg, der andere nach Freienwalde und der dritte nach Eberswalde gekommen, deshalb haben diese vier.

Überhaupt gab es in Nieder-Finow mancherlei, was jetzt nicht mehr vorkommt. Eine Frau hatte z. B. einen dreibeinigen Hasen im Keller sitzen, der butterte ihr immer des Nachts. Der Nachtwächter hat es oft gesehen, wenn er zum Kellerfenster hineingeguckt. Der Hase hat sich aber nicht stören lassen, sondern nur gerufen: „Et kuckt, et kuckt!“ Der Frau ging auch nie das Geld aus. Sie hatte aber auch immer einen dicken Fuß. Als er dünner wurde, da war es auch mit ihr zu Ende. Als sie starb, da hat ihr Knecht gesehen, wie der Geist als ein feuriger Streifen zum Schornstein hinausgeflogen und zu ihrer Tochter in das Haus gezogen ist. Das war der „Drak“ oder „Kobold“, wie man ihn auch nennt. Manchmal hat sich übrigens auch der dreibeinige Hase in der Dorfstraße gezeigt. Einst kamen Mädchen aus der Spinnstube, es war so recht heller Mondschein. Da kam der dreibeinige Hase auf sie zu gehuppelt, daß sie alle Hals über Kopf ins Haus stürzten. Einer aber hat er noch die Zwickel in den Strümpfen zerrissen. Wie aber jemand mit einer Laterne gekommen, ist er wieder so weggehuppelt, wie er gekommen war.

84. Die weiße Frau bei Nieder-Finow.

An der Nieder-Finowschen und Lieper Grenze hat sich früher oft eine weiße Frau sehen lassen, da wo die Schlucht von den Bergen an der Schmolitz (der Heide) hinunter nach der Lieper Wiese läuft, wo der große Kubben stand, in dem das Vieh getränkt wurde, weshalb man auch den Grund „den Kubben" nannte. Besonders haben sich die Fischer in acht nehmen müssen, wenn sie dort des Nachts ihre Netze ausgeworfen; denn sie hat ihnen oft ihre Netze zerrissen, wie man von den Alten gehört. Jetzt freilich ist mit den Verwallungen alles anders geworden, da können sie garnicht mehr dahin; früher aber ging das Wasser bis an die Berge.

Waren nun einst in alter Zeit ein paar Fischer des Nachts dort beschäftigt, und der eine war schon ans Land gefahren, der andere aber noch nicht. Da sieht dieser — es war gerade Mondschein, — die weiße Frau mit einem Körbchen am Arme die Schlucht herunterkommen, der andere aber nicht, denn das kann auch nicht jeder. Schnell rief er es seinem Kameraden zu, damit er noch zeitig abstoße. Wie der das aber gethan, da ist die weiße Frau auch schon heran gewesen, und da haben sie deutlich gehört, wie sie dreimal in die Hände geklatscht. Wäre es ihnen nicht geglückt, noch vom Lande abzukommen, sie hätte ihnen alle Netze zerrissen.

Auch um Johanni läßt sich die weiße Frau sehen, und zwar zur Mittagsstunde. Oft ist sie da früher zum Hirten gekommen oder als eine große, weiße Frau von der Schmolitz hinunter nach der Lieper Grenze gegangen. Manchmal hat man sie auch auf den Zacken der Bäume oben an der Schmolitz entlang laufen sehen. Einst sah sie einer so, da sah sie ganz rot aus gegen die Sonne.

85. Die Hand wächst wieder aus dem Grabe.

Nicht weit von Oderberg liegt das Dorf Lunow; dort ist in der Kirche eine vertrocknete Hand, welche eine Rute zwischen den Fingern hält. Es war nämlich einmal hier ein gottloser Bube, der hatte die Hand gegen seinen Vater erhoben und ihn geschlagen. Als er nun starb, wuchs ihm die Hand aus dem Grabe, und so oft man sie auch mit Erde deckte, immer kam sie wieder hervor. Da meinte man, es werde helfen, wenn man sie noch nachträglich mit Ruten schlüge; aber sie war immer wieder da. Da hat man sie denn schließlich abgehauen und in der Kirche mit der Rute, mit welcher man sie geschlagen, zur Warnung für ewige Zeiten aufgehängt.

---

86. Der Küselwind.

Der Küselwind gilt als Teufels- oder Hexenwerk. Man kann ihn aber bannen, wenn man ihm ein „gnädig, Herr Deibel" zuruft oder etwas hineinwirft, dann legt er sich. Sonst kann er aber furchtbaren Schaden anrichten. Einst hat er z. B. einem Bauern ein ganzes Fuder Erbsen aufgehoben, und der Bauer hat nichts wieder davon zu sehen bekommen. Einmal waren nun die Leute von Stolzenhagen bei der Ernte beschäftigt, und die Ähren lagen schon in Schwad; da kommt auch so ein Küselwind. „Der soll uns schon nichts thun," sagt einer, nimmt ein Messer, und wirft es, wie der Küselwind dicht heran ist, mit der Spitze hinein. Richtig ist auch alles verschwunden gewesen. Von dem Messer war aber auch keine Spur zu finden.

Wie die Stolzenhagener aber nun im Winter mit Weizen nach Oderberg fahren, ist es dem Bauern wunderbar er-

gangen. Er hat schon abgeladen und geht in die Stube, wo der Bäcker ihm ein Frühstück hingesetzt hatte, wie das so Sitte ist. Da sieht er auf dem Tische sein Messer liegen, der Bäcker aber hinkte. „Kennst du das Messer"? fragt ihn der Bäcker. „Ja wohl", sagt jener. „Nun, diesmal mag es dir so hingehen", sagte der Bäcker, „Du hast es mir hier ins Bein geworfen; laß es Dir aber nicht wieder beikommen, so etwas zu thun". Da wußte der Bauer, wie es mit dem Bäcker stand (daß er hinter dem Hexenwetter gesteckt).

87. Die versunkene Stadt im Paarstein.

Im Paarsteiner See, der sich weit hinzieht, soll einst eine große Stadt untergegangen sein, und zwar durch die eigene Schuld der Bewohner. Es fehlte denselben nämlich schon lange an gutem Trinkwasser, und sie hatten auch schon viele Brunnen gegraben, aber immer nicht ihren Wunsch erreicht. Da kam einst ein Zauberer und grub ihnen einen schönen, tiefen Brunnen, dessen Wasser hell und klar war; aber er fügte zu seinem Geschenk zugleich die Warnung, daß sie den Brunnen jeden Abend sorgfältig zudecken sollten. Das hatten sie denn auch Jahr aus Jahr ein; aber einst, wie es kam, weiß man nicht, wurde es vergessen. Da fing die Flut plötzlich an emporzuwallen und stieg immer höher und höher und verschlang die Stadt samt allen Bewohnern; das Wasser trat aber weiter und weiter aus und bildete zuletzt den großen Paarsteiner See. — Einige erzählen auch, die Stadt hätte sich noch über den jetzigen See hinaus und zwar bei Pälitz vorbei in die Heide hinein, bis zum sogenannten venedischen (!) Kirchhof erstreckt. Auf dem Pälitzer Werder hat das Schloß gestanden, und man kann noch die Spuren des

Gemäuers dort sehen; im Wasser erblickt man auch noch zuweilen bei hellem Wetter den Kirchturm und hört das Läuten der Glocken aus der Tiefe herauf.

Auch sonst ereignet sich noch allerhand am See. So zeigen sich oft bei hereinbrechender Nacht zwei Feuer; die Fischer haben sie häufig bei dem dann üblichen Krebsen gesehen: das eine erscheint auf der Brodewiner, das andere auf der Paarsteiner Seite des Sees; aber kein Mensch ist dabei. Es hatten nämlich einmal ein Paar Brüder gekrebst und einen großen Krebs gefangen. Jeder wollte ihn haben, und sie fingen an, sich darüber zu streiten. Vom Zank kam es zu Schlägen, und im Zorn erschlugen sie einander. Seitdem sieht man jene Feuer, es sind die feindlichen Brüder, welche keine Ruhe im Grabe gefunden und noch immer dort umgehen und krebsen.

88. Das Riesenmädchen am Paarstein.

Auch am Paarsteiner See erzählt man sich noch viel von den Riesen. So sollen die beiden Landzungen zwischen Brodewin und Bölkendorf von einem Riesenmädchen herrühren, welches hier einen Damm herüber bauen wollte und ein paar Schürzen Erde herbeischleppte. Als sie aber mit der dritten ankam, fiel sie und brach ein Bein; die Erde aber ließ sie dabei mitten in den See fallen, und es entstand die Insel, welche noch dort in der Nähe jener Landzungen zu sehen ist.

Übrigens erzählt man auch hier, die Riesen seien so groß gewesen, daß, wenn sie ihre Schweine austreiben wollten, sie die größte Buche oder Eiche aus dem Walde ausgerissen und als Rute gebraucht hätten. Einmal hätte auch hier ein Riesenmädchen einen Bauer samt Pflug und Ochsen wie ein Spiel-

zeug in ihre Schürze gepackt und voll Verwunderung zu ihrem Vater gebracht. Der soll ihr aber gesagt haben, sie solle nur alles wieder hintragen, wo sie es hergeholt, das seien die Erdwürmer, welche nach ihnen kommen und, so klein sie auch seien, sie vertreiben würden.

Nach anderen ist dies bei dem Dorfe Rietz unweit Brandenburg geschehen, und da hat das Hünenmädchen, nachdem sie den Pflug und alles wieder an seinen Ort getragen, den Rietzer Berg aufgeschüttet, damit „die Vertreiber" nicht allzuschnell nach Rietz kämen, und der liegt noch heutigen Tages da. Auch von Frau Harke erzählt man Ähnliches s. oben Sage 39, 2.

89. Kloster Chorin.

Das Kloster Chorin hat nicht immer an der Stelle gestanden, wo man noch jetzt die schönen Ruinen desselben sieht, sondern es hat ehemals in der Nähe des großen Paarsteiner Sees auf dem Rosmarinberge gelegen; warum es aber von dort fortgebracht ist, weiß man nicht.

Als nun das neue Kloster an dem Mariensee gebaut wurde, da haben sieben Baumeister lange Jahre daran gearbeitet, bis sie endlich das herrliche Werk vollendet sahen. Es war aber auch eine gar schwere Arbeit, indem sie auch noch einen weiten, unterirdischen Gang nach dem Kloster zu Angermünde, sowie einen von da nach Greiffenberg, bauten. So hat es denn lange Zeit gestanden in seiner Pracht, bis es endlich mit allen Gebäuden, die darum und daran sind, auf ewige Zeiten verwünscht worden ist.

Von da an sind die Unterirdischen darin eingezogen, die kommen bald hier bald dort in ihrer grauen Kleidung und mit

dreieckigem Hute zum Vorschein; aber nicht jeder kann sie sehen, sondern nur Sonntagskinder und andere Begabte.

Einen Böttcher haben sie einmal zu sich hinuntergeholt, der hat ihnen neue Bänder um ihre Fässer legen müssen. In der Nacht hatte es ihn nämlich mehrere Male gerufen, er sollte sich mit seinem Handwerkszeug zu der und der Stunde, an der und der Stelle einfinden. Als er dorthin kam, fand er ein kleines Männchen, das redete ihm freundlich zu, es würde ihm kein Leid's geschehen, er solle nur alles thun, was man von ihm verlange. Da hat es ihm denn die Augen verbunden und mit hinuntergenommen; soviel merkte der Böttcher nur, daß es einen langen Gang entlang ging. Als man nun am Ziele war und ihm die Binde abgenommen wurde, befand er sich in einem geräumigen Keller, in welchem eine Menge solcher kleinen Leute mit den verschiedensten Dingen beschäftigt waren, jedoch kein Wort sprachen. An den Wänden herum standen aber zwölf große Fässer, an die mußte er nun neue Bände legen. Dabei erhielt er die Erlaubnis, von jedem der zwölf Goldhaufen, die bei den Fässern lagen, einen Teil als Bezahlung mitzunehmen. Darauf wurde er so zurückgeführt, wie er hingekommen, und fand sich bald wieder an der Stelle, wohin ihn die Stimme gerufen, und daß alles Wirklichkeit gewesen, sah er an dem Schatz, den er bei sich hatte.

Auch eine weiße Frau läßt sich öfter des Nacht in den Ruinen sehen mit einem großen Schlüsselbund an der Seite, weshalb die Leute sie auch die Utgeberſche (Ausgeberin) nennen. Gewöhnlich trägt sie gelbe Pantoffeln. Einige sagen, jetzt komme sie nicht mehr, sie sei verschwunden, weil ihr einer einmal, als er dies bemerkte, nachgerufen habe: „Kick, di hât ja gêle tüffeln an“.

Wie das Kloster verwünscht worden, da sind übrigens

auch die Frösche in dem daneben gelegenen kleinen Mariensee verwünscht worden. Daher kommt es, daß, so viele es deren auch dort giebt, man doch nie ein Gequak derselben vernimmt. Andere behaupten freilich, das sei schon zur Zeit der alten Mönche geschehen. Da hätten die Frösche oft durch ihr Gequak die Andacht im Kloster gestört, so daß die frommen Brüder Gott gebeten hätten, sie verstummen zu machen. Das sei denn auch geschehen. Wie dem aber auch sei, man hört in der Runde keinen Frosch, so viel es deren auch dort giebt.

90. Die letzte Schlacht bei Chorinchen.

In verschiedenen Gegenden Deutschlands geht die Sage von einem letzten Entscheidungskampf, dem ein ewiger Friede folgen werde. Auch im Barnimer Kreise spukt eine solche Sage, und zwar erzählt man sich u. a. folgendes.

In Bernau war ein Postillon, der sah alles voraus. Der hat auch einen großen Krieg prophezeit; in dem würden die Menschen so selten werden, wie die Störche in den fünfziger Jahren, wo ein großer Sturm sie verschlagen hatte und so viel umgekommen waren, daß man alle fünf Meilen nur einen sah; so wird Gott dann die Menschen schlagen, wie er damals seinen Gottesvogel geschlagen. Der Menschen werden so wenige werden, daß einer sich freuen wird, wenn er einen andern Menschen zu sehen bekommt. Was aber die Schlacht selbst anbetrifft, so hat einer lauter rote Reiter am Himmel ziehen sehen, die waren so groß, daß sie im zweiten Stock zum Fenster hineinsahen. Bei Chorinchen soll endlich der Friede geschlossen werden; dann wird aber die ganze preußische oder deutsche Armee unter einem Knödelbaum (einem Holzbirnbaum) Platz finden, so klein ist sie dann.

9. Von der im Werbellinsee untergegangenen Stadt.

Vor alter Zeit hat dort, wo sich jetzt der Werbellinsee befindet, eine Stadt namens Werbelow gestanden, die ist untergegangen, und das soll so gekommen sein.

Mitten in der Stadt lag ein Schloß, das war rings mit Wasser umgeben, und nur eine einzige Zugbrücke führte hinüber. Der Herr des Schlosses war aber ein gar böser Zauberer und ließ nur selten einen Fremden zu sich ein. Da kam auch eines Tages eine alte Frau, die wollte ins Schloß hinein, und wie der Herr sie erblickte, rief er ihr zu, sie solle zurückgehen. Das that sie auch, sagte aber zu gleicher Zeit: „Ich will zurückgehen; aber Du sollst untergehen!" Und das hat sie wohl wahr gemacht, denn sie wußte noch stärkeren Zauber als der Herr selber.

Nun befand sich zu dieser Zeit aber ein Fremder in der Stadt, der war ein gar gottesfürchtiger Mann, weshalb die Frau seinen Untergang nicht auch herbeiführen wollte; sie ging daher zu ihm und sagte, er solle eilig die Stadt verlassen, denn diese würde binnen kurzer Frist untergehen. Da packte er schnell seine Sachen zusammen und ging mit seinem Bedienten, den er bei sich hatte, davon. Als sie eine Strecke fort waren und auf dem Berge ankamen, der unweit der Stadt lag, bemerkte er, daß er in der Eile vergessen hätte, sein Felleisen mitzunehmen. Da schickte er seinen Diener zurück; aber der kehrte nach kurzer Zeit wieder und sagte, die Stadt und das Schloß seien spurlos verschwunden, und an ihrer Stelle sei ein großer See entstanden.

Im Werbellinsee, sagt man auch, muß alle Jahre einer ertrinken, und zwar geschehen vorher allerhand Wahrzeichen; namentlich hört es sich dann oft so an, als wenn jemand

laut in die Hände klatscht, und dann währt's immer nur kurze Zeit, so ertrinkt wirklich einer im See.

92. Bärens Kirchhof bei Grimnitz.

In der Grimnitzer Forst liegt in der Nähe der Försterei Lindhorst auf der Höhe eines mäßigen Abhangs an den Plötzenpfühlen ein Platz, welcher mit großen Steinen umgeben ist, der heißt „Bärens Kirchhof" und soll seinen Namen von einem Förster Bärens haben, der dort begraben liege. Es sollte in der Grimnitzer Forst nämlich einmal, wie es heißt, zur Zeit des Kurfürsten Joachim eine große Schweinsjagd gehalten werden, und der damalige Haidereuter, namens Bärens, begab sich deshalb drei Tage vorher an den Ort, den der Kurfürst umstellen ließ, um die Schweine zu körnen und zu beobachten. Wie er sich nun hier befand, hörte er des Nachts nach 12 Uhr eine Stimme aus einem nahe gelegenen Bruche, welche fragte: „Ist der Stumpfschwanz (oder auch der Stroppschwanz) da, der den Förster Bärens zu Tode bringen soll?" Diese Stimme hörte er in der folgenden Nacht wieder, und er erzählte alles dem Kurfürsten, dem er jedoch zu gleicher Zeit seine Vermutung äußerte, daß es Hofbediente sein möchten, die ihn furchtsam machen wollten. Der Kurfürst befahl ihm darauf, niemandem etwas zu sagen, auch die folgende Nacht zu Hause zu bleiben; statt seiner mußte aber der Büchsenspanner des Kurfürsten an der gedachten Stelle wachen und die Schweine körnen, und dieser hörte dieselbe Stimme. Am folgenden Tage ging nun die Jagd vor sich, und der Haidereuter mußte zu Hause bleiben. Als aber alles geendigt war, ritt er hinaus nach der Stelle, wo jetzt Bärens Kirchhof ist, und wurde wirklich unter den getöteten Sauen eines Stumpfschwanzes gewahr, den man

eben im Begriff war, auf einen Wagen zu laden. Da trat er hinzu und sagte: „Du sollst mir das Leben nehmen, und bist eher tot als ich?" hielt auch, als die Bauern beschäftigt waren, die andere Wagenleiter vorzuschieben, das Schwein während der Zeit, damit es nicht herunterfalle; aber weiß der Himmel, wie es kam! der Kopf des Schweins fiel plötzlich herunter und schlitzte dem Haidereuter mit seinen Hauern den Leib auf, so daß er nach wenigen Augenblicken, nachdem er sich noch einigemal vor Schmerz im Kreise herumgeschleppt hatte, seinen Geist aufgab.

Darauf hat man ihn angeblich an dieser Stelle begraben, und an jedem Punkte, wo er im letzten Todeskampfe niedergesunken, einen Stein gesetzt, so daß diese nun einen förmlichen Kreis bilden. Die Stelle aber heißt bis auf den heutigen Tag Bärens Kirchhof.

---

93. Groß-Dölln.

Groß-Dölln ist echt märkisches Land. Sand wechselt mit Moor, welches sich stellenweise zu stillen, waldumkränzten Waldseen vertieft. Eine solche Niederung in dem Dreieck, welches die nach Dölln-Krug und Groß-Vater sich abzweigenden Wege einschließen, nennt man im Volke Punskuhl. Hier stand einst ein stattliches Schloß, welches dem Ritter von Dölln gehörte; aber wegen des Hochmuts seiner Tochter ist es versunken mit allem, was darinnen war. (Die weiblichen Insassen sind in Wasserrosen, die Ritter und Knappen in Schilf mit hohen Büscheln verwandelt). Bisweilen läßt sich hier eine weibliche Gestalt sehen mit langem, weißem Schleier. Es ist die Tochter des letzten Herrn von Dölln, welche durch ihr hochfahrendes Wesen den ganzen Fluch heraufbeschworen

hat. Sie muß umgehen, bis ein unbescholtener Jüngling kommt und das sie erlösende Wort spricht (Gelobt sei Jesus Christus). Die Leute nennen sie „die Klingelmarie".

Unter Umständen ist es gefährlich ihr zu nahen. Einmal kam einer erschreckt und zitternd morgens heim, der war des Weges gekommen. Er brachte nichts heraus als die Worte „Klingelmarie hat mi anfoat", verfiel in eine tödliche Krankheit und starb. Die Klingelmarie hatte es ihm angethan.[34])

94. Mise-Pupise.

Kam mo ens en Bua (Bauer) van de Schtat. As a up de Grenz va si Dörp kam, sat doa en ol Kat. Uet Schpoes (Spaß) secht he to âa (ihr): Goden Nobent (Abend), Olsch (Alte)! — De öwäst (aber) antwoat em un secht: „Schön Dank! Wen du no Hues (Hause) kümst, den grües ma di Kat von Mise-Pupise, de upt Grenz sat, und seg äa: „Luetswig is doet (tot)."

As de Bua na Hues kümt, set he sich upt Müabank (Ofenbank). Doa kümt si Kat an un schtrokelt (reibt) sich an em. He öwast secht uet Schpoes to äa: „Olsch, ik sal di oek gröszen va Mise-Pupise, de upt Grenz sat, un se löt di seggen: „Luetswig is doet." —

As de Kat dän Groes höat, maut se ganz vaneemlich uet äan Hals ruet: „Wat! Luetswig is doet? un Mise-Pupise let mi dat seggen?"

As de Bua höat, dät si Kat oek reden kün, loewt (glaubt) he, de Bösa schteckt in si Kat. He greep no en Schtok und säd: „I, wen du oek reden kast, den sast du doch ma seen!" — Un doamet wul he äa ens vareiken. Se öwast töewt nich so lang; gliek schprunk se in de

Hücht (Höhe) no en Schtuwendöa-Drücka (Stubendrücker) un moekt sich de Döa (Thür) ganz alleen up un leep doavan. De Bua het in Lewen nich werra wat va si Kat to seen krejen. —

Enna Lüed seggen, de Kat is utet (aus dem) Fensta, noch enna seggen, se is uten Schoaschteen (Schornstein) goen.[34])

---

95. Der Spielmann und die wilde Jagd.

An einem Sylvesterabend hatte einmal ein Spielmann in einem Dorfe bei Templin zum Tanze aufgespielt und ging um Mitternacht nach Hause. Wie er aber in den Wald kam, da hörte er die wilde Jagd daherbrausen, und weil er ein furchtsamer Gesell war, versteckte er sich hinter einem Eichstamm. Das half ihm aber nichts, denn die wilde Jagd zog an der Erde hin, kam immer näher und näher, und im Nu stürzte einer der Jäger auf den Baum los und rief: „Hier will ich mein Beil hineinhauen.“ Im selbigen Augenblick bekam der Spielmann einen gewaltigen Schlag auf den Rücken und fühlte auch eine große Last auf demselben, so daß er eiligst und in Angst davonlief. Erst in seinem Hause machte er Halt und ward nun zu seinem Schrecken inne, daß er einen großen Buckel bekommen hatte. Da war er gar betrübt, und am andern Morgen lief die ganze Nachbarschaft zusammen, um das Wunder zu sehen. Da kam zuletzt auch einer, der riet ihm, er solle übers Jahr um dieselbe Stunde sich wieder hinter denselben Eichbaum stellen, da werde ihm geholfen sein. Das beschloß denn der Spielmann auch zu thun und konnte kaum die Zeit erwarten. Endlich war's wieder Sylvester, und er ging hinaus in den Wald zu derselben Eiche; da kam um Mitternacht auch wieder die wilde

Jagd, und derselbe Jäger stürzte auf den Baum und rief: „Hier hab' ich vor einem Jahr mein Beil hineingehauen, hier will ich's auch wieder herausziehen." Und im selbigen Augenblick giebt es im Rücken des Spielmanns einen gewaltigen Ruck, und — fort war der Buckel.[35])

96. Die alte Frick mit ihren feuerspeienden Hunden.

Die alte Frick (oder Fuik) ist eine arge Hexe und des Teufels Großmutter gewesen, und man hat sie oft des Nachts umhertoben hören wie die wilde Jagd.[36]) Mancher hat sie auch gesehen und leicht an den großen Hunden, welche sie stets mit sich geführt hat, erkannt; denn wenn diese gebellt haben, so ist ihnen schieres Feuer aus Maul und Nase geflogen.

Vor Jahren, als noch der Mahlzwang herrschte, mußten die Naugartner nach der Boitzenburger Mühle, um dort ihr Korn mahlen zu lassen. Dahin war denn auch einmal ein Bauer gefahren und hatte sich etwas verspätet, so daß er erst des Abends in der Dunkelheit auf seinem mit Säcken beladenen Wagen nach Hause fuhr.

Wie er so fährt, hört er plötzlich ein gewaltiges Toben, und gleich darauf kommt auch die alte Frick mit ihren Hunden dahergestürmt. Der Bauer wußte sich in seiner Herzensangst nicht anders zu helfen, als daß er seine Mehlsäcke den Hunden hinschüttete, die auch sogleich gierig darüber herfielen und alles Mehl auffraßen; hätte er das nicht gethan, so wäre es ihm schlecht ergangen.*)

Betrübt kam er nun mit seinen leeren Säcken nach Hause

*) Auch sonst tritt der Aberglaube auf, daß man dem Wind einen Mehlsack ausstäuben müsse, damit er sich lege.

und sagte zu seiner Frau: „Mutter, mir ist es schlimm ergangen; mir ist die alte Frick begegnet, und da hab' ich nur eiligst ihren Hunden das Mehl vorgeschüttet, um sie los zu werden." „Nun", sagte die Frau, „sind die Säcke leer, so wirf die nur auch hin."

Das that der Mann; aber wie verwundert war er, als er am andern Morgen an dieselbe Stelle kam: da standen seine Säcke wieder wohlgefüllt, wie er sie am Abend zuvor aus der Boitzenburger Mühle geholt hatte.[36])

97. Das Wunderblut zu Zehdenick.

Über die Gründung des Klosters in Zehdenick erzählt ein alter Bericht: „Im Jahre 1249 hat ein Weib zu Zehdenick, die einen Bierschank hatte, eine geweihete Hostie genommen, in Wachs gedrückt und vor ihrem Bierfasse vergraben, in dem Aberglauben, daß sie so die Güte ihres Bieres mehre und die Leute ihr Bier lieber holen und trinken würden. Als sie aber hernach einen scharfen Prediger gehöret, ist sie dadurch zur Erkenntnis ihrer begangenen Sünde gekommen, und obwohl sie eine schwere Buße erwarten konnte, hat sie doch in ihrem Herzen und Gewissen keine Ruhe gehabt, bis sie die Sache an den Tag gebracht. Sie hat demnach alles dem Pfarrer zu Zehdenick gebeichtet, und wie dieser es nicht hat glauben wollen, allem Volke geoffenbaret. Darauf hat man angefangen in ihrem Keller zu graben, und es ist an dreien Orten Blut hervorgequollen, daß alle Umstehenden sich sehr darüber verwundert. Die Hostie aber hat man nicht wieder aufgefunden. Die blutige Erde hat man darauf ausgegraben und in die Kirche getragen, wo sie viele Wunderwerke gethan."

„Als nun die Geschichte bekannt geworden, da ist ein großer Zulauf von Menschen entstanden, die aus allen Orten gen Zehdenick gereiset sind, und zum Gedächtnis der Sache hat man auf Anraten des Bruders Hermann von Langen, Lectors im grauen Kloster zu Berlin, so der Beichtvater des Markgrafen gewesen, zu Zehdenick ein Jungfrauenkloster Cistercienser-Ordens gestiftet und solches im folgenden 1250sten Jahre aufgerichtet.“

Ruppin, das Ländchen Bellin und der Glin.

---

98. Die Wahrzeichen Neu-Ruppins.

Nicht bloß die alte Welt hatte sieben Weltwunder, auch Neu-Ruppin hatte deren sieben aufzuweisen, nämlich: 1. einen Kanal ohne Wasser*), 2. einen Weinberg ohne Wein, 3. einen Berg ohne Höhe (den Taschenberg, eine Straße), 4. einen Bienenkorb ohne Bienen (der Kirchturm der Pfarrkirche sieht wie ein Bienenkorb aus), 5. eine Rosenstraße ohne Rosen, 6. ein Kloster ohne Mönche (das alte Dominikaner-Kloster), 7. eine Nonne ohne Kloster.

Mit dem Namen „Nonne“ bezeichnet man nämlich einen steinernen, säulenartigen kleinen Bau vor dem Königs-Thore mit einem Kruzifix darin. Derselbe rührt noch aus katholischer Zeit her, und zwar hat ihn ein Herr v. Wuthenow errichten lassen, nachdem er glücklich von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt war. Diese Säule war vom alten Neu-Ruppinschen Rathause so weit entfernt, wie die Schädelstätte zu Jerusalem von Pilati Richthause.

Auch die Klosterkirche hat ihr besonderes Wahrzeichen. Wenn man nämlich vom Chor aus, wo die Orgel ist, nach dem Gewölbe des Hauptschiffes hinaufsieht, bemerkt man an der Decke ein eigentümliches Bild, eine Ratte, die von einer Maus verfolgt wird. Das soll nämlich so zusammenhängen. In der Zeit, als die protestantische Lehre

---

*) Ist jetzt zugeschüttet worden

hier in die Mark eindrang, stritten sich einmal ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher, indem der letztere meinte, die Kirche würde auch noch protestantisch werden, der erstere behauptete, das würde nie geschehen, so wenig wie jemals eine Maus eine Ratte verfolge. Und siehe da, kaum hatte er dies gesagt, da sahen sie an der Decke der Kirche das Wunder, daß eine Maus eine Ratte verfolgte. Als aber die Kirche dann wirklich protestantisch wurde, da hat man, wie es heißt, zum Gedächtnis das Bild dort oben angebracht.

Neben der Klosterkirche steht nach dem See zu an der Mauer eine alte Linde. Die einen erzählen, daß in dieselbe einmal die Pest gebannt sei; die andern sagen, darunter hätten die Mönche bei ihrem Abzuge ihre Schätze vergraben. Schon zweimal ist sie dem Eingehen nahe gewesen, aber immer wieder ausgeschlagen. Wenn sie zum dritten Mal ausschlägt, können, wie man glaubt, die Schätze gehoben werden.

Wie es aber kommt, daß das Ruppiner Wappen einen Adler mit einer Kappe auf dem Kopfe zeigt, darüber berichtet eine handschriftliche Chronik folgendes: „Des Grafen Bediente, so Edelleute waren, erstachen einen Ruppiner Bürger, als sie sich lustig machten. Da nahm der Magistrat von Neu-Rupin den Thäter gefangen und verurteilte ihn zum Köpfen. Dies ward draußen bekannt, die Edelleute versammelten sich dichte vor dem Thor ein zwei Reihen, um ihn wegzunehmen, wann er herausgeführet würde. Aber der Rat erfuhr es, hielt das äußerste Alt-Ruppinische Thor verschloßen, führte den delinquenten ins Thor und ließ ihm da zwischen dem innern und äußeren Thore, nahe beim äußeren, damit sie es draußen hören könnten, den Kopf abschlagen. Darauf ward das Thor geöffnet, da nahmen ihn die Edelleute nach sich. Dieses klagte der Graf nach Berlin an den Markgrafen, da ward dem Rate zur Strafe aufgelegt, keinen blooßen oder freien Adler

mehr im Siegel zu führen, sondern über den Kopf eine Kappe zu ziehen."

Übrigens erzählte man auch in Neu-Ruppin wie in Berlin von einem sogenannten Jungfernküssen, wenigstens heißt es in einem Bericht aus dem vorigen Jahrhundert: „Als 1756 der alte Thurm auf dem hiesigen Alt-Ruppiner Thore abgebrochen wurde, so fanden sich noch die rudera von der in alten Zeiten bekannten Todesstrafe: „Die Jungfer küssen" genannt. Es war nämlich oben in dem Thurme ein rundes Loch in Größe einer halben Tonne, worüber vermuthlich die Wippe gestanden. Unter diesem Loche war ein leeres Gewölbe, worin sich noch verschiedene Menschenknochen fanden, dergleichen sich auch in einem alten Thurm an dem See, so anno 1740 abgebrochen wurde, vorfanden."

---

99. Pater Wichmann in Neu-Ruppin.

In der Klosterkirche steht noch die Bildsäule vom Pater Wichmann, einem der alten Grafen von Lindow, der das Kloster hier gegründet haben soll und sein erster Prior gewesen ist. Er soll die Gabe gehabt haben, Wunderwerke zu thun, wovon in alten Schriften namentlich eine Begebenheit erzählt wird. „Einstmals", heißt es, „hatte er jenseit des Ruppiner Sees, welcher dicht vor dem Kloster vorbeygehet, im Namen seines Konvents etwas zu verrichten. Wie ihn nun sehr hungert, und er bey gegebenem Zeichen der Eß-Glocke vor großer Mattigkeit den weiten Weg (um den See herum) nach der Stadt nicht wieder gehen kann, so spricht er zu seinem Gefährten: „Mein Sohn folge mir getrost," machet darauf ein Kreuz vor sich, und gehet gerades Weges über das Wasser in den Konvent, sein Gefährte aber getraute sich nicht

in seine Fußstapfen zu treten, und kommt also eine (drei?) gute Stunde hernach allererst nach Hause."

Das ist die Fassung der Geschichte, wie sie die Mönche ihrer Zeit erzählten; im Volke aber gehen zum Teil andere Darstellungen um, in denen Pater Wichmann überhaupt zu einem Zauberer wird. Er konnte, heißt es also, über das Wasser wie über Land gehen. Einmal ist ein Bauer hinter ihm hergegangen: wo Pater Wichmann austrat, da trat der Bauer ein. Zuerst that Pater Wichmann, als sehe er es nicht. Wie sie aber mitten auf dem See waren, drehte er sich um, drohte dem Bauern mit dem Finger und sagte: „Wie kannst Du Dich unterstehen, mir nachzugehen? Diesmal will ich Dich noch mit hinüber nehmen; aber versuche es nicht wieder."

Nach anderen ist es sein Küster gewesen. Unterwegs that Pater Wichmann, als sähe er es nicht. Drüben angekommen sagte er ihm aber, er solle sich nicht noch einmal in solche Gefahr durch seinen Vorwitz treiben lassen, denn er würde ohne alle Hilfe ertrunken sein, falls er sich zufällig dabei umgesehen hätte. Der Küster ärgerte sich aber, daß er immer um den See herumgehen müßte, während der Pater es so bequem habe. Er dachte bei sich, der Pater gönne ihm solche Macht nicht, und er wollte es noch einmal versuchen und sich doch umsehen, während er in des Paters Fußstapfen trete. Er wurde aber für seinen Ungehorsam bestraft, denn sowie er nach Ruppin zurückblickte, versank er, bevor er um Hilfe rufen konnte.

Nach einigen soll es auch nicht ein Riese, sondern Pater Wichmann gewesen sein, der durch den Ruppiner See einen Damm hat bauen wollen, welcher die Grafschaft der Länge nach durchschneidet und in zwei Teile teilt. An zwei Stellen hat er von der Ruppin entgegengesetzten Seite angefangen,

den See zuzudämmen, einmal, wo beim Fährhahn (am Fährhause) sich eine Spitze gerade der Klosterkirche gegenüber ins Wasser hineinzieht, und dann bei der Ziegelei zwischen Gnewikow und Karwe, einer Stelle, die man noch die scharfe Ecke nennt. Beide male ist ihm aber das Schürzenband gerissen, wie er Erde in seiner Schürze herbeitrug. An der scharfen Ecke sieht man es noch deutlich, wie die Sandbank sich weit ins Wasser hineinzieht, da ist es auch schon manchem Schiff schlecht ergangen, wenn die Schiffer dies nicht beachtet und zu dicht ans Land gehalten haben.

Vor seinem Tode hat übrigens Pater Wichmann bestimmt, daß er in einen gläsernen Sarg gebettet und dieser noch in einen silbernen gesetzt werden solle. Ferner solle auf sein Grab eine Linde gepflanzt werden, und wenn die Linde vergangen sei, dann könne man sein Grab öffnen, aber nicht eher. Die Linde hinter der Klosterkirche, unmittelbar an der alten Stadtmauer auf dem Klosterkirchhof, wird von vielen als diejenige bezeichnet, unter der Pater Wichmann begraben liege. Alle Neujahrsnacht von 12 bis 1 Uhr kommt er noch in einer Kutsche, welche mit zwei schneeweißen Pferden ohne Köpfe bespannt ist, die Klosterstraße entlang zur Kirche, um zuzusehen, ob seine Anordnungen in betreff der Linde auch aufrecht erhalten werden. Mehrere Leute aus der Klosterstraße behaupten, das Rollen der Räder gehört zu haben, nicht aber den Hufschlag der Schimmel; Sonntagskinder können auch die Kutsche und die Pferde sehen.[37])

---

100. Die Ruppiner Kobolde.

Am Ufer des Sees hält sich ein Kobold auf. Oft hören die Fischer abends jemanden mit lauter Stimme rufen:

„Hol öwer!“ Fahren sie dann nach der anderen Seite des Sees hinüber, so ist niemand da, und sie erkennen zu spät, daß der Kobold sie gefoppt, dessen lautes Hohngelächter auch alsbald aus dem Dickicht des Rohres erschallt.

Als die Stadt Neu-Ruppin am Ende des vorigen Jahrhunderts abbrannte und schon die Kirche in Flammen stand, sah man hoch oben auf dem Turme einen kleinen roten Kobold, der bald hier bald da aus den Luken herausschaute, und die unten stehenden Leute — denn der Kirchhof war ganz mit Menschen angefüllt, — auslachte. Wie er aber hinauf gekommen, wußte sich niemand zu erklären, denn die Thüren der Kirche und des Turmes waren fest verschlossen.*)

101. Die Räuberkuhle bei Neu-Ruppin.

In der Nähe von Neu-Ruppin auf den sogenannten Kahlenbergen liegt die Räuber- oder Wolfsgrube. Dort haben sich früher Räuber (oder Römer, wie ein Erzähler sagte!) aufgehalten. Niemand konnte sie in dem dichten Walde, der damals in der Gegend war, finden. Sie hatten aber ein kleines Mädchen gestohlen, das mußte ihnen die Wirtschaft führen und immer nach Alt-Ruppin hineingehen, um dort einzukaufen. Da haben es einmal die Leute in Alt-Ruppin

*) Die rote Farbe wird dem Kobold häufig beigelegt, zumal wenn er als übermütiger oder, wie in der obigen Sage, als boshafter Schalk erscheint. So heißt er auch geradezu kurzweg „der rote Junge“, trägt eine „rote“ Kappe, weshalb er auch „Rotmützchen“ genannt wird. Rot werden auch die aus Holundermark geschnitzten „Stehaufmännchen“ angestrichen, welche noch oft auf den Jahrmärkten in den Pfefferkuchenbuden als Spielzeug feilgeboten werden. — In Sage 34 und 60 erscheint der Kobold mehr als gutmütiger Hausgeist und meist in Tiergestalt wie der Drak.

überredet und ihm Erbsen mitgegeben, die sollte es streuen, wenn es nach Hause ginge. Das hat es denn auch gethan, und so hat man den Schlupfwinkel der Räuber gefunden und sie aufgehoben. Die Stelle ist dann zugeschüttet worden; aber noch immer sieht man im Park zu Gentzrode, rechts vom Wege, der von Neu-Ruppin kommt, eine Vertiefung, wo die Räuberkuhle, wie man sie gewöhnlich nennt, gewesen.

102. Das Wahrzeichen von Bechlin.

Noch heute steht auf dem Ostgiebel der Kirche von Bechlin ein sichelartiges Messer, „Knief“ genannt, das früher zwischen den damaligen beiden kleinen Türmen hing, dann aber bei einer Reparatur derselben abgenommen und später an seinem jetzigen Standorte befestigt wurde. Von diesem Knief geht folgende Sage.

Zur Zeit der Grafen von Ruppin diente auf dem dortigen herrschaftlichen Gute ein Jäger, der sich eines schweren Vergehens schuldig machte. Er kam zum Priester in die Beichte und begehrte Absolution. Diese wurde ihm verweigert; er müsse höheren Ortes Ablaß nachsuchen. Das konnte oder wollte er aber nicht, sondern verlangte wiederholt die Absolution, und als ihm diese wiederum verweigert wurde, erstach er den Pfarrer im Beichtstuhl mit seinem Waidmesser. Deswegen wurde das ganze Dorf Bechlin in den Bann gethan, und die Einwohner wurden gezwungen, an ihren Grenzen selbst Wachen auszustellen, um jeden Reisenden von dem Dorfe abzuhalten. Eine solche Wache stand auch bei der jetzt noch davon benannten Warnung an der Ruppinschen Grenze. Da kam eines Tags der regierende Graf von Ruppin gefahren und wollte vorüber, ohne die Wache zu respektieren. Aber

diese durchschnitt mit dem Knief (der aus einer alten Sense oder Sichel gemacht zu sein scheint) die Stränge am Wagen und verhinderte dadurch den Grafen weiterzufahren. Dafür belobte der Graf die Wache und brachte es dahin, daß dem Dorfe der Bann abgenommen wurde, mit der Bedingung, den Knief als immerwährendes Wahrzeichen an der Kirche aufzuhängen, und so hängt er noch da.

---

103. Der Räuberberg bei Krenzlin.

Zwischen Bechlin und Krenzlin, aber auf Bechliner Grund und Boden, liegt eine unbedeutende Anhöhe, „der Räuberberg" genannt. Von demselben geht folgende Sage.

Auf dem Berge lag ehedem in dichtem Gebüsch versteckt ein Raubschloß, welches mit der gegenwärtig steinernen Brücke des Krenzliner Dammes durch einen Draht in Verbindung stand. Sobald nun ein Wagen die Brücke passierte, wurde durch diesen Draht eine Glocke im Schlosse in Bewegung gesetzt, und auf dieses Zeichen brachen sie aus dem Schlosse hervor und plünderten die Reisenden aus. Zuletzt wurde es dem Grafen von Ruppin aber doch zu arg, und er drohte dem Herrn von Fratz, — denn so hieß der Besitzer des Schlosses, — er werde ihm seine Burg anzünden, wenn er das Unwesen nicht ließe. Der aber lachte darüber und trieb sein Handwerk nach wie vor. Da paßte der Graf von Ruppin einmal eine Zeit ab, wo Fratz in Ruppin war, schickte schnell seine Leute hinaus, die mußten die Burg ersteigen und brechen. So erzählt man sich heutzutage die Geschichte.

Der Ruppiner Senator Feldmann, der eine chronikartige Sammlung von alten Geschichten Ruppins im vorigen Jahrhundert angelegt hat, überträgt nach der Erzählung eines

alten Mannes die Sache nach Wildberg und berichtet sie in etwas anderer Weise folgendermaßen: „Fosföhlen," sagt er, „hieß ursprünglich der Edelmann, dem das Raubschloß dort gehörte. Als ihn der Graf zu Alt-Ruppin zu Gaste hatte und vom obersten Teile des Alt-Ruppiner Schlosses ihm sein Schloß „in Brand stehend" zeigte, — welches der Graf wegen der Räubereien inzwischen hatte anstecken lassen, — sagte Fosföhlen: „Das macht der Frahz (nämlich das Traktieren des Grafen, weil er darum nicht hatte zu Hause sein können), drum will ich künftig nicht mehr Fosföhlen, sondern Frahz heißen."

104. Die verwünschte Prinzeß und der weiße Bulle auf dem Burgwall zu Wildberg.

Auf dem Burgwall von Wildberg, seiner Zeit einem der höchsten in der Grafschaft Ruppin, ließ sich früher oft des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr eine weiße Dame sehen, die erlöst sein wollte. Vor einigen 40 Jahren wurde diese Sage so erneut, daß man sogar Datum, Tag und Stunde bestimmen wollte, wo sie hätte erlöst werden können. Ein junger Mensch in Segeletz sollte dazu bestimmt gewesen sein. Diesem ist sie oft des Nachts erschienen und hat ihm gesagt, daß sie eine verwünschte Prinzeß sei, und er sei dazu geboren, sie zu erlösen. Er möchte zu der und der Zeit nach dem Burgwall kommen, da würde er eine eiserne Thür finden, an die er dreimal schlagen solle. Dann würde sich die Thür aufthun, wie noch mehrere andere, durch die er müßte; schließlich werde er in einen großen Saal kommen, dort würde an der Wand ein Schwert hängen, dessen Griff von Gold und mit edlen Steinen besetzt sei; das solle er nehmen, denn sofort werde ein weißer Bulle erscheinen und auf ihn eindringen. Dem

müsse er mit dem Schwerte den Kopf abschlagen, dann werde die Prinzessin in aller Pracht vor ihm stehen. Es lägen noch große Schätze dort verborgen, die würde sie ihm zeigen und ihn zum Manne nehmen. Aber gethan hat es der Mann nicht; warum, das weiß niemand.

105. Herr v. Kahlebutz in Kampehl verwest nicht.

Einst hauste zu Kampehl bei Wusterhausen a. D. ein Herr von Kahlebutz, von dem wird gesagt, daß er ein gar jähzorniger Mann gewesen sei. Eines Tages wollte er nach Wusterhausen reiten, da traf er am Bückwitzer See, dort wo der Weg über die Schwänze geht (so heißt der Abfluß des Sees nach der Dosse), einen Schäfer. Mit diesem geriet er in Streit wegen des Weideplatzes, und als der Schäfer sein gutes Recht behauptete, erschlug ihn der jähzornige Mann. Obschon es aber niemand gesehen hatte, lenkte sich doch der Verdacht auf ihn. Er wurde vor Gericht nach Neustadt a. D. gefordert, leugnete aber die That und schwur, daß er nimmermehr seine Hand gegen den Schäfer erhoben habe. Schwöre er einen falschen Eid, dann wolle er, daß sein Leib niemals zu Staub werde und sein Geist herumwandele ohne Ruhe bis auf den jüngsten Tag. Daß es ein Meineid gewesen, ist dann auch klar geworden, als er starb. Sein Leib blieb unverwest im Sarge, selbst seine Kleidung hat sich erhalten, und ein jeder um Neustadt und Kampehl kennt die Sage, daß sein unruhiger Geist am Orte der bösen That allnächtlich zwischen 11 und 12 Uhr umherspukt und sein Wesen am Bückwitzer See und auf der Schwänzbrücke treibt. Viele haben zwar schon ungläubig den Kopf geschüttelt; andere aber bleiben steif und fest dabei, daß des Kahlebutz' Geist

keine Ruhe habe, und daß der Spott und Hohn gegen ihn nicht ungestraft bleibe. Fußgänger, welche die Schwänzbrücke zur genannten Zeit passiert haben, sollen von der Last zu erzählen wissen, die sich plötzlich auf ihre Schultern niedergeworfen hat und erst gewichen ist, wenn sie aus dem Bereiche des bösen Geistes gekommen. Manchmal, heißt es, haben Spötter auch noch Schlimmeres erfahren. So soll Anno 1806 während der Franzosenzeit ein französischer Soldat, ein Deutscher aus dem Elsaß, des Kahlebutz' Grab besucht und unter dem Grausen der anderen Soldaten den versteinerten Leichnam hochgehoben, ihn Scheusal und Mörder geschimpft, ihn dann verkehrt in den Sarg gelegt und schließlich aufgefordert haben, ihn in seinem Quartier zwischen 11 und 12 Uhr zu besuchen, er erwarte ihn dort. Am andern Morgen fand man den Elsässer, der beim Schulzen in Quartier lag, angezogen auf seinem Lager tot. Dem bösen Spötter war das Genick umgedreht, ein Blutstrom hatte sich aus Nase und Mund ergossen. Die Franzosen machten zwar Lärm und behaupteten, er wäre ermordet; aber das Gericht stellte fest, daß Thür und Fenster wohl verschlossen gewesen und niemand von außen hatte hineinkommen können.

Das ist nun freilich schon lange her; aber der Leichnam des Herrn v. Kahlebutz liegt noch immer unverwest da; ja einige behaupten, Haare und Nägel wüchsen ihm noch immerfort nach; er sei eben in Ewigkeit verwünscht.

106. Der Pferdehirt zu Dierberg, an dem der Tod vorbeigegangen.

Im Dorfe Dierberg bei Lindow geht die Sage von einem Pferdehirten, der sich namentlich zu Lichtmeß sehen läßt.

Dies verhält sich so. Ein alter Pferdehirt, der in seinem früheren Leben nicht viel getaugt hatte, weidete einst einige Pferde. Da er nun durch die Hitze des Tages sehr erschöpft war, so legte er sich unter einer hohen Eiche nieder und schlief ein. Als er wieder aufwachte und seine Pferde heim trieb, wunderten sich alle Leute, daß die Pferde ohne Hirten kämen. Wie er nun nach Hause kommt, sieht ihn seine Frau nicht, wundert sich aber, daß der Hund, der sonst nie von seinem Herrn ging, ohne denselben kommt. Endlich zieht der Knecht sich die Schuhe aus, sofort erblickt ihn seine Frau, und als er die Schuhe nun untersucht, findet er, daß der Blütenstaub des Farnkrautes darin lag, den er aber nicht herausbekommen konnte. Wie er aber die Schuhe wieder anzieht, sind sie auf einmal fest angewachsen, er kann sie nicht wieder vom Fuß los bekommen. Als nun nach einiger Zeit der Tod kam, um ihn abzuholen, ging er an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen, und so soll der Mann denn noch herumlaufen und namentlich oft an der sogenannten Bäke (einem Wasserbache), wo sie die Chaussee zum dritten Mal schneidet, spuken gehen.

107. Rheinsberg und die Remus-Insel.

Im Boberow-Walde treibt noch heutzutage Herr von Reisewitz sein Wesen; gar manchen hat er dort schon in die Irre geführt, daß er sich nicht herausfinden konnte, bis er plötzlich ein Lachen hörte oder ein Händeklatschen und dann sah, wo er hingeraten war.

Mit dem Herrn von Reisewitz soll es aber folgende Bewandtnis haben. Er lebte hier unter Prinz Heinrich und hatte alles zu arrangieren. Während nun Prinz Heinrich im

Felde lag, richtete Herr von Reisewitz die Boberow-Cavel, die Fortsetzung des Schloßgartens, ein. Weil er aber beim Prinzen verleumdet wurde, machte ihm dieser deshalb Vorwürfe, und da vergiftete sich Herr von Reisewitz. Wie Prinz Heinrich aber aus dem Felde zurückkam, hat er gesehen, wie schön alles gewesen, und es hat ihm sehr leid gethan. Seit der Zeit geht aber Herr von Reisewitz im Boberow-Walde um.

Rheinsberg hat übrigens auch einen Roland gehabt, der war ganz von Gold. Bei einer Gelegenheit ist er fortgekommen und in den See versenkt worden. Zwar weiß man die Stelle, doch ist er nicht wieder aufzufinden gewesen.

So sagt man jetzt. Feldmann erzählt in seinen schon oben erwähnten hinterlassenen Schriften aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts gleichfalls nach mündlicher Überlieferung: „Vor diesem hat in Rheinsberg ein hölzerner Roland gestanden, aber die Prentzlöer haben ihn da weggestohlen. Auf der Insel bei Rheinsberg sollen auch Skelette der Riesen des Roland gefunden sein. Überhaupt hat vor alten Zeiten Rheinsberg eine große Rolle gespielt und große Privilegien und Freiheiten gehabt, aber ein Schreiber hat die Bürger um diese ihre Briefe und Freiheiten gebracht, da er sie auf eine bürge (eine Trage) zusammengelegt und steine oben herumgepackt, hernach auf die See gebracht und in die See hineingeworfen noch vor des letzten Justi von Bredow Zeiten (eines früheren Besitzers von Rheinsberg). Dieser Schreiber ward nach seinem Tode ins Gewölbe der Kirche beigesetzt, und sein Leichnam ist daselbst nicht verwest, sondern nur vertrocknet, obgleich der vierte Leichnam bei ihm verweset ist." (d. h. vier).

Was die Riesenknochen anbetrifft, von denen Feldmann redet, so hat man allerdings auf einer Insel im See — welche jetzt die Remus-Insel heißt, — vor Zeiten einmal beim Ziehen eines Grabens viele Menschenknochen von angeblich

auffallender Größe gefunden. — Außerdem wollte man aber auch noch ein paar Grabsteine mit eigentümlichen Inschriften und mit 6 Vögeln darauf, die man für Habichte erklärte, angetroffen haben. Daraus haben dann die damaligen Gelehrten eine wunderliche Geschichte gemacht, indem sie den Namen Rheinsberg als Remsberg (Remusberg) deuteten und jenen Stein für den Grabstein des Remus erklärten, indem sie die Habichte auf die Vögel bezogen, die dem Remus erschienen, als er mit seinem Bruder Romulus um die Herrschaft stritt. Weiter behauptete man dann, Remus sei offenbar von seinem Bruder nicht erschlagen worden, sondern habe sich hierher geflüchtet und den Ort gegründet, der nach ihm nun benannt sei. Friedrich der Große ging bei seinem Rheinsberger Aufenthalt halb im Scherz auf diese Idee ein, und so heißt die Insel noch heutzutage „Remus-Insel".

108. Das vermauerte Thor zu Gransee.

In verschiedenen Städten der Mark Brandenburg findet man neben dem gewöhnlichen Stadtthore noch ein zweites, zugemauertes Thor, zuweilen selbst zwei oder sogar drei. Zwei sind z. B. in Gransee, und von diesen hat man zwei verschiedene Sagen. Einige geben nämlich vor, es sei einstmals ein Kaiser durch die Stadt gereist, dem zu Ehren man beide Thore, das, durch welches er gekommen, und das, durch welches er fortgezogen, zugemauert habe, damit niemand mehr dort hindurchreisen solle. Andere dagegen behaupten, da bekanntlich in Gransee früher Wenden gewohnt, daß diese von den einwandernden Deutschen vertrieben seien und nun diese letzteren die Thore, durch welche die Wenden ausgegangen, nicht würdig erachtet, auch von ihnen gebraucht zu werden, weshalb sie dieselben dann zugemauert und für sich nebenan

neue Thore hätten machen lassen. Hiermit stimmt es überein, daß in den Dörfern, wo noch Deutsche und Wenden zusammen wohnten, die Deutschen sich der gewöhnlichen Kirchenthüren bedienten, dieses aber nicht den Wenden gestatteten, welche vielmehr durch eine kleine, besonders angelegte Thür in die Kirche gehen mußten.

---

109. Der arme Schulze von Berlin und der reiche Saldern von der Plattenburg am Fehrbelliner Damm.

Das Städtchen Fehrbellin, welches durch die nach ihm benannte Schlacht so berühmt geworden ist, hieß früher schlechtweg Bellin. Weil aber dort die Fähre über den Rhin ging, nannte man es mit der Zeit Fährbellin oder Fehrbellin.

Die Unterhaltung des Fährdamms lag früher dem Bischof von Havelberg ob, dem das Ländchen Bellin gehörte. Mit der Zeit war aber diese Verpflichtung zum Teil an die Salderns auf der Plattenburg in der Priegnitz übergegangen. Über die Veranlassung dazu erzählt die Sage Folgendes.

Ein Kurfürst von Brandenburg, — nach einigen soll es Joachim Friedrich gewesen sein, — kam einstmals des Weges. Er hatte sich über den Rhin, wo damals also nur eine Fähre war, setzen lassen und fuhr langsam den eben nicht schönen Knüppeldamm entlang. Da kam ein Wagen mit schnaubenden Rossen dahergefahren und wollte nicht ausweichen. „Wer seid Ihr?" fragte der Kurfürst. „Ich bin der reiche Saldern von der Plattenburg," war die Antwort. „Wohlan," erwiderte der Kurfürst, „ich bin der arme Schulze von Berlin, und wenn Du der reiche Saldern bist, so sollst Du auch künftig das Holz zu einem besseren Fährdamm geben." Und so geschah es und ist die Jahrhunderte hindurch so geblieben.

---

110. Die stillen Frösche zu Schwante.

In dem Dorfe Schwante unweit Cremmen befindet sich ein Rittersitz der Familie von Redern. Da findet man die Merkwürdigkeit, daß, so viele Frösche sich auch überall in der Umgegend finden, doch in der Nähe jenes Rittersitzes und eine ziemliche Strecke im Umkreis kein Frosch seine Stimme hören läßt. Fängt auch gar einer zuweilen an, etwas laut zu werden, so bekommt er von anderen keine Beistimmung, und er hört schnell wieder auf, als wenn es ihm plötzlich einfiele, daß er etwas Verbotenes thue, oder als wenn ihm über sein Schreien ein Vorwurf gemacht werde.

Man erzählt sich folgende Ursache dieser sonderbaren Erscheinung: „Vor vielen Jahren fiel einmal im Frühling ein Herr von Redern in eine schwere Krankheit, in welcher er fortwährend viel Unruhe hatte. Diese Unruhe nahm aber auffallend zu, wenn er das Geschrei eines Frosches vernahm. Er konnte dann mehrere Nächte lang keinen Schlaf bekommen. Das wurde so arg, daß er zuletzt gar keinen Schlaf mehr fand, und daß kein Mittel der Ärzte imstande war, ihm denselben wieder zu geben. Vergebens versuchte man darauf alles, die Frösche zu vertreiben oder zum Schweigen zu bringen. Man mußte schon an der Genesung des Herrn von Redern verzweifeln. Er verfiel jeden Tag mehr, und seine Hausfrau hatte deshalb alle Tage weinende Augen. Da geschah es eines Tages, daß ein armer fremder Mann in das Schloß kam und bettelte. Der sah die nassen Augen der Edelfrau und fragte, um was sie weine. Man berichtete ihm, daß der Herr krank wäre und vor dem Geschrei der Frösche nicht ruhen, solchergestalt auch nicht lange mehr leben könne. Da sprach der Bettler: „O, wenn Eurem Herrn damit kann geholfen werden, so sollen die Frösche bald stillschweigen.“

„Dieses Erbieten wird erstlich der Frau und hernach dem Herrn selbst vorgebracht. Der befiehlt, daß man dem armen Manne solle einen Sack voll Roggen geben, wenn er sein Versprechen sollte ins Werk richten. Hierauf begiebt sich der Bettler aus dem Schlosse, umgeht dasselbe in einem großen Zirkel, so weit als ihm deucht, daß der Frösche Stimme dem Herrn könnte verdrießlich sein, gebrauchet dabei seine Wissenschaft und bringt damit zu wege, daß das Geplärre der Frösche sofort aufhört. Und in diesem Stand ist es seitdem mit den Fröschen dort immer geblieben, sodaß sich, soweit der fremde Mann gegangen, kein Frosch wieder hat hören lassen. Der Mann hat dabei gleich gesagt, daß dies nur auf hundert Jahre so dauern werde. Die hundert Jahre sind noch nicht um.“

---

111. Wie der alte Fritz zweimal Prügel bekommen hat, Zieten aber leer ausgegangen ist.

Als der alte Fritz wieder einmal mit Zieten durch die Mark wanderte, um zu sehen, wie es seinen Unterthanen ginge, kamen beide eines Abends sehr ermüdet an einen Bauernhof und baten um Nachtlager. Aber der Bauer sagte, er habe kein Gasthaus, und wollte sie nicht behalten; zuletzt aber, da sie wiederholten, sie könnten nicht weiter, wies er ihnen mürrisch ein Bett auf dem Hausboden an unter der Bedingung, daß sie in der Frühe für das Schlafgeld sollten dreschen helfen. Beide versprachen es und gingen schlafen. Der alte Fritz lag vorn, Zieten hinten. Morgens fing der Bauer an zu dreschen; aber die beiden Fremden kamen nicht zur Arbeit herunter, auch nicht, als der Bauer sie gerufen hatte; sie schliefen ruhig fort. Da wurde dieser ärgerlich,

nahm einen Stock und trat vor das Bett, schalt die beiden „Faulenzer“ und zog dem, der vorn lag, — das war aber der alte Fritz, — ein Paar über. Dann ging er ab.

Die beiden waren aber noch so müde, daß sie auch jetzt noch keine Lust hatten aufzustehen. Für den Fall aber, daß der Bauer wieder käme, meinte der alte Fritz, Zieten könne sich nun vorn hinlegen und den Sturm nötigenfalls aushalten. Der that es auch ruhig.

Es dauerte nicht lange, da war der Bauer wieder da. Wütend hob er das Deckbett auf und sagte: „Ihr Kerls schlaft noch immer, das ist ja zu toll. Ich werde mir nun aber einmal den da hinten langen; der vorn hat schon seine Prügel weg,“ und so schlug er wieder auf den alten Fritz los, daß es nur so eine Art hatte. — So hat der alte Fritz zweimal Prügel bekommen und hatte noch den Spott obenein, denn Zieten soll ihn oft nachher noch damit geärgert haben.[38])

112. Der Schmied im Mond.

Viele sagen, im Monde sei ein Mann mit einem Reisigbündel; das ist aber nicht wahr, sondern es ist ein Schmied. Davon hat man auch noch eine ordentliche Geschichte im Ruppinschen. Es war einmal ein Schuhmacher, der bekam an einem Montag von seiner Frau Geld, um Leder einzukaufen. Wie er nun beim Wirtshause vorbei kommt, sieht er seine Kollegen darinnen, die lassen ihn nicht vorüber, er muß hineinkommen. (Des Montags arbeiten nämlich die Schuhmacher, heißt es, nicht, da trifft man sie im Wirtshaus.) Als er nun ohne Leder und ohne Geld nach Hause kommt, ist die Frau natürlich sehr böse und schilt ihn gehörig aus. Den andern Tag schickt sie ihn wieder mit Geld aus, daß er Leder kaufe. „Vorbeigehen,“ denkt er, „kannst du schon beim Wirtshaus; aber hineingehen thust du diesmal nicht.“

Aber es kam doch wieder wie das erste Mal: er vertrank das Geld und bekam wieder böse Reden von seiner Frau zu hören. Als ihm nun seine Frau den dritten Tag wieder Geld gab und es ebenso ging wie die beiden vorigen Tage, da wollte er nicht wieder nach Hause gehen, sondern ging in den Wald und wollte sich an einem Baume aufhängen. Als er nun so an einem Baume stand und mit dem Messer den Bast abschälte, um daraus einen Strick zu flechten, kam ein Herr gegangen, der fragte ihn, was er da mache. „Ich will einen Strick binden," sagte der Schuhmacher, „und mit demselben alle Teufel in der Hölle zusammenbinden." Da bekam der Herr — es war der oberste der Teufel, — einen Schreck und sagte, das solle er nur bleiben lassen, er wolle ihm auch so viel Geld geben, daß ein ganzer Stiefel davon voll würde. Da war der Schuhmacher zufrieden und ging nach Hause, machte sich und seiner Frau eine Hacke und sagte ihr, als sie sich darüber wunderte, sie solle nur ruhig sein, sie würden so viel Geld bekommen, daß sie es damit zusammenkratzen müßten. Darauf nahm er einen großen Stiefel, schnitt die Sohle unten ab und hängte den Stiefel in den Schornstein. Und es dauerte auch gar nicht lange, da kam der Teufel an; aber, wenngleich er auch Sack auf Sack herbeischleppte, der Stiefel wurde nicht voll, denn alles fiel hindurch und immer in den Schornstein hinein. Als nun der oberste der Teufel sah, daß seine ganze Schatzkammer fast leer geworden, sagte er zu einem andern Teufel: „Dem Schuhmacher können wir das Geld nicht lassen. Geh' hinunter und sieh, daß du es ihm durch eine Wette abgewinnst. Das Geld soll dem gehören, der von dem andern drei Pfeifen Tabak rauchen kann." Als nun der Teufel zum Schuhmacher kam und ihm das vorschlug, war der es zufrieden und sagte, der Teufel müsse aber zuerst von seinem Tabak

rauchen, und damit nahm er eine Flinte, hielt sie ihm an den Mund und drückte los. Das war dem Teufel aber doch zu starker Tabak, und er machte sich davon. Als er oben ankam, sagte der oberste der Teufel wieder, er müsse noch einmal hinunter und „wer zuerst einen Hasen finge, dem solle das Geld gehören." — „Ist mir schon recht," sagte der Schuhmacher und steckte drei graue Kaninchen in einen Sack. Als er das erste nun laufen ließ, wollte der Teufel nach, da zog der Schuhmacher das zweite hervor; während aber der Teufel nun vom ersten abließ und diesem nachsprang, holte der Schuster rasch das dritte hervor und rief: „Hier habe ich einen Hasen"; da zog der Teufel auch diesmal niedergeschlagen ab. Aber sein Herr schickte ihn noch einmal hinunter. „Unsere Schatzkammer," sagte er, „ist doch leer, da nimm die eiserne Thür von derselben, die ist so doch zu nichts nütze; wer die am höchsten wirft, soll das Geld haben." Als der Teufel wieder zum Schuhmacher kam, war der auch damit zufrieden, verlangte aber, daß der Teufel es ihm erst vormache. Der warf denn auch die Thür so hoch, daß, als sie herunter fiel, sie tief in die Erde eindrang. „Nun hole sie nur erst wieder heraus," sagte der Schuster. Während dessen sah er aber hinauf nach dem Monde, der schien gerade so schön hell. — „Was siehst du denn so nach dem Monde?" fragte der Teufel. „I," sagte der Schuhmacher, „der Schmied da oben im Mond, das ist mein Bruder, dem will ich die Thür hinaufwerfen, der kann sie als altes Eisen benutzen." Da erschrak der Teufel und sah, daß er überwunden war, und der Schuhmacher behielt das Geld. — Es sieht aber auch wirklich so aus, als ob im Monde ein Schmied stände; wenn jener so recht hell scheint, kann man ihn sehen mit Amboß und Hammer.

Die Priegnitz.

---

113. Das Bassewitzfest zu Kyritz.

Die Stadt Kyritz hat vor alten Zeiten vielfache Fehden mit den Rittern der benachbarten Lande gehabt, und so geschah es auch einmal, daß sie mit dem Mecklenburgischen Ritter Kurt von Bassewitz in Streit lag, der im Jahre 1411 heranzog und sie hart belagerte. Die Kyritzer verteidigten sich aber tapfer und bewachten sorgfältig Thor und Mauern. So konnte er ihnen nichts anhaben, weshalb er sann, wie er die Stadt mit List nähme.

Er ließ deshalb einen unterirdischen Gang graben, durch welchen er in die Stadt eindringen wollte. Nun geschah es aber, daß die Kyritzer damals einen schweren Verbrecher im Turm sitzen hatten, der hörte das Wühlen und Klopfen unter der Erde, und da er von der Belagerung wußte, ließ er dem Bürgermeister melden, daß er ihm wichtige Entdeckungen machen wolle, wenn man ihm das Leben schenke. Das ward ihm zugestanden, und jetzt erzählte er, was er gehört hätte. Auch bewies er sofort, daß dort in der Tiefe gearbeitet wurde. Er ließ sich nämlich eine Trommel bringen und streute Erbsen darauf. Da sahen alle, wie diese hin und her sprangen, das kam von der Erschütterung, welche die unterirdische Arbeit verursachte. Nun verfolgte man die Sache weiter und ließ die ganze Bürgerschaft sich bereit halten, und nicht lange währte es, so kam Bassewitz plötzlich auf dem Markte aus der Erde hervor. Er hatte die Richtung verfehlt; statt, wie

er gewollt, in der Kirche, kam er dort heraus. Nach einigen soll er hier durch heißen Brei, den man ihm auf den Kopf stürzte, wehrlos gemacht, nach anderen unter hartem Kampfe gefangen und nachher mit seinem eigenen Schwerte enthauptet worden sein. Das Schwert nebst dem Panzer des Ritters wird noch auf dem Rathause aufbewahrt; zum Andenken an die Befreiung der Stadt aus dieser Not feiert man aber noch alljährlich das Bassewitzfest am Montage nach Invocavit mit zweimaligem Gottesdienste sowie mit Gabenverteilung an die Armen und die Schulkinder. Bei dieser Gelegenheit war es früher Sitte, daß der Bürgermeister mit einem Messer einen Schnitt in das Kriegskleid des Ritters thun mußte, weshalb von diesem fast nichts mehr übrig geblieben ist.

114. Der Spuk in Havelberg.

Bei der Fähre, die oberhalb der Stadt Havelberg befindlich ist, zeigen sich gewöhnlich allerhand wunderbare Zeichen, wenn jemand ertrinken soll: bald scheint es, als schlüge ein großer Fisch auf, und doch ist keiner zu sehen, bald lacht es ganz ordentlich, und doch ist kein Mensch da.

Auch im Dome zu Havelberg ist es nicht ganz richtig, es scheint, als wären die alten Mönche doch noch nicht ganz zur Ruhe gekommen. Es ist noch nicht zu lange her, da spielte der Organist einst in der Woche auf der Orgel, — er war allein in die Kirche gegangen und hatte die Thür hinter sich zugeschlossen. Als er die letzten Töne anschlägt, sieht er zufällig hinüber nach der Kanzel. Da steht leib- und wahrhaftig ein Mönch, der schaut zu ihm hinüber und neigt das Haupt, als wolle er sich bedanken. Der Organist stand still auf und ging hinunter. Wie er unten ankam, war der

Mönch verschwunden; aber auch die Thür war fest zu, so daß keiner hatte herein und heraus kommen können!

115. Bischof Wepelitz im goldnen Sarge.

In der Mitte des Havelberger Domes befindet sich ein schönes Grabdenkmal; es ist das des Bischofs Wepelitz, der ein Bürgerssohn aus Wilsnack war, aber sich so auszeichnete, daß er Bischof von Havelberg wurde. Er war besonders für die Verehrung des Wunderblutes zu Wilsnack thätig, und aus den reichen Mitteln, die dadurch der Kirche zugeflossen, baute er prächtige Kirchen und Kapellen; denn er war ein kunstsinniger Herr. Auch andere Anlagen machte er; so legte er das Vorwerk Wettelitz oder Wepelitz an und bestimmte, daß jede Braut an dem Wege, der dorthin führte, eine Eiche pflanze; daher stammt die schöne Allee und ihr Name „die Brautallee."

Auf dem Denkmal nun ist des Bischofs Figur liegend in Lebensgröße aus Marmor ausgehauen; aber der zu Füßen derselben angebrachte Löwe ist schon lange so stark verletzt, daß man ihn für einen Lindwurm ansah und sich daraus folgende Sage spann. Bischof Wepelitz, erzählt man, hielt sich gern in dem nach ihm benannten Vorwerk auf. Da legte er sich einmal zur Sommerzeit im dortigen Gebüsch zum Schlummer nieder, als ein Lindwurm kam und ihn in den Kopf stach, daß er seinen Geist aufgab. Deshalb, heißt es, sei das auch im Dom an dem Denkmal so dargestellt und auch an der Figur des Bischofs am Kopf das Loch angedeutet worden, wo ihn das Tier gestochen.

In dem Dome, in welchem sich das Denkmal befindet, ist er aber, behaupten die Leute, nicht bestattet. Sein Grab ist

vielmehr an den steilen Abhängen nach dem Vorwerk Wepelitz zu; dort ruht er in einem goldenen Sarge. Wo, das weiß man nicht genauer, denn alle, die beim Begräbnis thätig gewesen, sind nachher hingerichtet worden, damit keiner verraten könne, wo „der alte Bischof" in seinem goldenen Sarge liege.

---

116. Das Wunderblut zu Wilsnack.

„In der Priegnitz lebte zur katholischen Zeit," wie die alten Chroniken berichten, „ein Edelmann, mit Namen Heinrich von Bülow; der verbrannte und zerstörte feindlicher Weise elf Dörfer in der Priegnitz, unter denselben auch das damalige Dorf Wilsnack. In diesem Dorfe brannte die Kirche ab mit allem, was darinnen war. Der Pfarrer von Wilsnack, Herr Johannes, hatte zu damaliger Zeit drei Hostien, um der Kranken willen, sonderlich in der Kirche verwahrt. Als er nun in der Nacht nach dem Feuer auf seinem Lager lag und schlief, da vernahm er auf einmal eine Stimme, die ihm zurief: „„Stehe auf, Johannes, und mache dich fertig, an dem Altare der verbrannten Kirche die Messe zu lesen."" Anfangs glaubte, er, ein böser Bube wolle ihn foppen, und er blieb liegen. Als er aber dieselbe Stimme zum zweiten und dann gar zum drittenmale vernahm, da stand er auf und ging zu dem Orte der verbrannten Kirche. Und siehe, hier stand mitten in der Verwüstung unversehrt der Altar der Kirche, zu dessen beiden Seiten brannten zwei helle Wachskerzen, und mitten auf demselben lag eine weiße Leinwand. In dieser aber lagen die drei Hostien, so der Pfarrer verwahrt hatte. Sie waren unversehrt, aber wunderbarer Weise ganz mit Blut besprengt. Über dieses Wunder staunte der fromme Mann

mit allen, denen er es zeigte. Die drei Hostien wurden sorgfältig aufbewahrt und verrichteten bald viele Wunderwerke, also daß Wilsnack bald ein berühmter Wallfahrtsort wurde und große Haufen von Kranken, sogar aus Schweden, Norwegen, Ungarn, Frankreich, England, Schottland, Dänemark u. s. w. dahingekommen und gesund geworden sind. Solche Wunderthätigkeit hat gewährt bis zum Jahre 1552, wo die drei blutigen Hostien von dem damaligen Pfarrer zu Wilsnack, Namens Ellefeld, welcher der neuen Lehre angehangen, verbrannt worden."

117. Der Quitzow-Stuhl in Schloß Eldenburg.

Die Eldenburg ist ein altes Quitzowsches Schloß. Es sollte so viel Fenster gehabt haben, als es Tage im Jahre giebt. Im Winter 1881 ist es aber, wie Handtmann in seinen „Neuen Sagen" berichtet, niedergebrannt und nun ein neues im Stile der Bauten weiland Friedrich Wilhelms I. aufgeführt worden. Dem Brande ist nur ein ganz kleiner Turm auf der Westseite entgangen, in dem sich noch der vielgenannte „Quitzowsche Stuhl" befindet. Es ist dies ein steinerner Stuhl, der vorn mit einer quer liegenden Eisenstange verschlossen werden konnte, und an dem ober- und unterhalb sich eiserne Ringe befanden, um die Arme und Füße anzuschließen, damit der Unglückliche, der hier eingezwängt wurde, kein Glied rühren könne.

Einige nennen dies Marterwerkzeug „die Judenklemme" und sagen, ein Quitzow habe sie besonders in den Zeiten der Judenverfolgung angewandt, um von den Unglücklichen Geld zu erpressen. Die gewöhnliche Erzählung aber ist die, daß auf diesem Stuhle einer der Quitzows den eigenen Bruder

aus Habgier habe verhungern lassen; der Geist jenes gehe auch seit der Zeit noch ruhelos in der Gegend des Turmes, wo der Stuhl ist, um. Im Frühling, namentlich in der Morgendämmerung, sagt Handtmann, fegt eine zusammengebückte Gestalt mit riesengroßem Barte an dem vorüber, der dann die Stelle von der jetzigen Pferdeweide ab über den kleinen Damm nach dem Turm zu kreuzt, oder, wenn Hochwasser die Stelle deckt, folgen Wind- und Wasserwirbel dem Zuge des Verdammten, und gefährlich ist es, in diesen hineinzugeraten.

118. Frau Godens Jagdzug.

In der ganzen Priegnitz erzählt man, es sei einmal eine Edelfrau gewesen, die habe „Frau Gode" geheißen, die sei, da sie gar böse mit ihren Mägden umgegangen, verwünscht worden, ewig durch die Luft zu jagen. Namentlich zieht sie in den „Zwölften" dahin, und da hat auch einmal eine Frau sie am Sylvesterabend gehört. Die ging noch spät aus dem Hause und der Mond schien gerade recht hell, da hörte sie auf einmal ein Lärmen und Gebrause, als wenn eine ganze Jagd daher käme. Das kam immer näher und näher, so daß sie zuletzt sogar die Schellen der kleinen Hunde in dem Getöse unterscheiden konnte; aber sehen konnte sie nichts, obgleich es fast so hell war wie am Tage.

Aber auch sonst läßt Frau Gode sich hören. Einmal ist sie einem Bauern des Abends begegnet. Wie der das Hundebellen hört, steigt er vom Wagen und stellt sich zu seinen Pferden, die ganz scheu wurden. So läßt er den Zug an sich vorüberziehen; aber wie dieser fast vorüber ist, haut er mit seiner Peitsche nach einem von den kleinen Hunden. Das ist ihm aber übel bekommen, denn am anderen Tage hat er einen

ganz dicken Kopf gehabt und hat wohl vierzehn Tage gelegen, ehe er wieder gesund wurde.

Auf ihrer Fahrt soll Frau Gode auch einmal die Deichsel an ihrem Wagen gebrochen sein. Da bat sie einen Knecht, den sie gerade traf, ihr eine neue zu machen. Als er dies gethan, gab sie ihm die Hobelspäne zur Belohnung. Das schien aber dem Knecht doch zu sonderbar, und ärgerlich warf er sie auf den Feuerherd. Wie erstaunte er aber, als er am anderen Tage auf demselben einige Goldstücke fand; das waren die Späne, welche nicht verbrannt waren. Rasch suchte er weiter in der Asche, ob noch mehr da wären, aber vergeblich; — warum hat er auch die Gabe der Frau Gode so gering geachtet! [39])

119. Der Butterstock der Hexe.

Einmal wollte es einer Frau in Lenzen beim Buttern gar nicht glücken. Sie schlug in ihrem Faß immer nur Schaum und erhielt gar keine Butter. Sie wandte alle Vorsicht an: sie nahm die Sahne über Kreuz ab, sie band sich doppelte Strumpfbänder um, zog einen Faden durch den Schaumdeckel, legte einen verborgenen Baststreifen unter die Reifen, damit kein zufällig Hinzutretender ihr die Reifen von unten ab richtig zähle. Sie sagte bei den drei ersten Stößen des Stempels dreimal das Sprüchlein:

„Botter, Botter dick,
Botter jrot Stück!“

Alles umsonst. Es gab nur käsigen Schaum.

Da, als Thränen ihr nur so die Backen entlang laufen und sie in heller Verzweiflung ist, tritt das kleine Mädchen ihrer Nachbarin herein, und als es hört, wie es der Frau geht, tröstet sie dieselbe und sagt, sie wolle geschwind den

Butterstock der Mutter holen; mit dem ginge es sehr gut. Die Mutter sei gar nicht zu Hause und würde es schon nicht merken.

Mit diesen Worten läuft das Mädchen nach Haus und kommt bald mit einem kleinen „gegabelten" Haselstock wieder, in dessen Rinde das Bild einer Kröte eingeschnitten war.

Die Frau wirft den Stock in ihre Sahne, stößt nur dreimal zu: eitel Butter ist im Faß, eine ganze Molle voll.

Das Kind sagt ihr nun weiter, sie solle einen Kuchen aus der Butter schneiden, so lang und so breit, wie der Stock lang sei, da hinauf den Stock legen und alles hinter den Ofen stellen, „dann kommt am Abend unsere große schwarze Katze; die holt auch den Stock wieder fort."

Die Frau thut, wie ihr das Kind geheißen und wartet gespannt, was geschehen wird. Als es dunkelt, klopft es dreimal ans Haus mit dem Thürklopfer. Die Frau öffnet, und sieht vor sich ein alte, schwarzgekleidete Frau, die um ein Nachtquartier bittet. „Hier ist kein Gasthaus," sagt die Frau. Da schreit die Alte, indem sich ihre glühenden Augen förmlich in die Frau bohren und ihre krummen Finger wie Krallen nach ihr sich ausstrecken:

„Mîn Bodderstock gefällt dî wohl!
Ick nu ôk bî dî bliwen soll."

Voll Entsetzen greift die Frau nach der Buttermolle und wirft sie mit dem Inhalt der Alten ins Gesicht. Diese verschwindet unter Fauchen und Kreischen, aus welchem man deutlich die Worte heraushört:

„Dat was dîn Jlück:
Sunst hätt'st du de Bodder
Un ik bräk di't Jenick."

Auch das Stück Butter hinter dem Ofen samt dem Haselstock mit dem Krötenzeichen war verschwunden.

Seit der Zeit hat man aber auch nichts wieder von solchen Hexereien in Lenzen gehört.[40])

Die Neumark.

120. Wie Küstrin zu seinem Namen gekommen.

Die Festung Küstrin in der Neumark hat Markgraf Hans gebaut. Als sie nun fertig war, da war er um einen Namen verlegen, setzte sich deshalb eines Morgens vors Thor und sagte, nach dem solle die Stadt heißen, was sich ihm zuerst zeigen würde. Nicht lange hatte er dort gesessen, da kam ein junger Bursch mit seiner Liebsten daher; die wollten Einkäufe machen, und wie sie noch ein gut Stück Weges von der Stadt entfernt waren, sah der Markgraf, daß der Bursch sein Mädchen küßte. Da wartete er, bis sie ans Thor kamen, und fragte das Mädchen, wie sie heiße, worauf sie ihm antwortete, daß ihr Name „Trine“ sei. „Nun“, sagte der Markgraf, „so soll der Name der Stadt „„Küßt Trîn““ heißen,“ und so ist's denn auch geschehen.

Als es mit Markgraf Hans übrigens zu Ende ging, hat er befohlen, auch nach seinem Tode solle sein Bett in den Kasematten stehen bleiben, und das wird auch noch bis auf den heutigen Tag gehalten. Alle Morgen geht eine Magd hinab und macht ihm das Bett, und sie findet dann jedesmal eine kleine Grube in demselben, als hätte eine Katze darin gelegen.

121. Der Name von Krebsjauche.

Wie das Dorf Krebsjauche zu dem Namen gekommen, das hängt so zusammen.

Es hatte einmal der Krebs mit dem Fuchs ausgemacht, er wolle mit ihm um die Wette laufen. Das Ziel wurde abgesteckt und alle Tiere standen herum, um zuzusehen, wie das werden würde. Als nun zum Ablaufen gezählt wurde: Eins — Zwei — und — Drei, da kniff der Krebs sich ganz sacht, ohne daß es der Fuchs merkte, in die Haare der Rute desselben fest und ließ sich so mitschleppen. Als aber der Fuchs fast am Ziele war, faßte der Krebs mit den Scheren zu und kniff die Rute des Fuchses so stark, daß dieser dieselbe vor Schmerz in die Höh' richtete und den Krebs, der in diesem Augenblick losließ, über seinen Kopf fort bis ans Ziel schleuderte. Da lachten alle Tiere, weil der Krebs gewonnen, und riefen „Krebs juchhe! Krebs juchhe!" und als später hier ein Dorf gebaut wurde, bekam es zur Erinnerung an jene Begebenheit den Namen „Krebsjuchhe," woraus dann mit der Zeit der jetzige Name „Krebsjauche" wurde.

122. Die Bärenstäker.

Die Einwohner der Stadt Mohrin werden häufig, wenn sie in anderen Orten der umliegenden Gegend erscheinen, die Bärenstäker genannt. Das ist so gekommen.

Einem Manne, der mit Aufladen von Erbsstroh beschäftigt war, fiel ein großes Bund desselben vom Wagen, und da es gerade sehr windig war, nahm es der Wind auf und trieb es weit fort bis nach Mohrin. Als das aber die Mohriner sahen, wurden sie in Angst und Schrecken versetzt, denn sie glaubten, es sei ein Bär, der daher käme, und wußten gar nicht, was sie thun sollten. Doch waren einige unter ihnen, welche beherzter waren, die kamen mit Forken, Stangen

und Knüppeln herzugelaufen, um das Ungetüm zu tödten. Da erkannten sie denn ihren Irrtum, aber zum Spott nennt man sie nun bis auf den heutigen Tag „die Bärenstäker".

123. Der Etzelstein zu Mohrin.

Am Mohriner See ist ein Stein, der sogenannte Etzelstein; an dem ist eine Höhlung, in die der Ellenbogen eines Menschen paßt. Man sagt, es heiße eigentlich „Ößelstein", und erzählt davon folgende Geschichte.

In Mohrin war zur Zeit ein Händler, der Öl verkaufte. Er war aber ein Knapphans und gab stets zu wenig. Einst holte eine arme Frau von ihm ein Etzel (Ößel) Öl und bekam, wie gewöhnlich, nicht das richtige Maß. Wie sie nun hinaus auf die Straße tritt und das Öl besieht, hebt sie an, auf den Händler zu schimpfen. Da tritt zu ihr ein Mann, das war der Böse, der fragt sie, auf wen sie so erzürnt sei. Nun erzählt ihm die Frau, der Händler sei ein Knapphans, ein Betrüger, er habe ihr kein richtiges Etzel gegeben. Flugs geht der Böse zu dem Kaufmann, nimmt ihn mit sich nach dem See und stößt ihm den Ellenbogen in den Stein, daß es eine Höhlung wird, die gerade ein Etzel faßte. Darauf sagte er zu dem Kaufmann: „So, nun weißt du, wie ein richtiges Etzel ist, nimm dich in acht, daß keine Klage wieder über dich laut wird." Das Loch ist aber zur Warnung in dem Stein noch heutigen Tages zu sehen.

Andere sagen, Etzelstein hieße eigentlich „Achselstein", wie der Abdruck in demselben ja auch die Form einer „Achsel" zeige, und zwar sei es die Achsel von des Teufels Großmutter, die dort sich abgedrückt habe. Auch die kleineren Löcher auf dem Stein gehören noch zu der Geschichte. Wie nämlich am

Mohriner See überhaupt der Teufel früher viel sein Wesen getrieben, heißt es, habe in den kleinen näpfchenartigen Löchern des Teufels Großmutter ihm täglich sein Essen gekocht. Einmal habe sie nun sich geweigert es wieder zu thun, da sei der Teufel so wütend geworden, daß er sie bei der Kehle packte und mit solcher Gewalt gegen den Stein drückte, daß ihre Achsel sich in denselben einprägte. Auch die große Nasenspitze derselben hat sich dabei abgedrückt, denn das ist das über der Achsel befindliche große Loch.

Auch sonst findet man in der Gegend noch allerhand Teufelsspuren. Im sogenannten Kugelgrunde am See lag früher z. B. unter anderen großen Steinen auch ein Granitblock, an dem ein vollständiger Sattel mit zwei Steigbügeln sichtbar war; auf diesem ist der Teufel jedesmal in der Walpurgisnacht nach dem Blocksberg geritten. Ein anderer Stein hat die Form eines Lehnstuhles, der mit der Vorderseite dicht am See steht. Auf dem soll der Teufel noch oft in warmen Sommernächten sitzen und Fische angeln. Auf einem anderen Steine in der Nähe, an der Grenze von Dürren-Selchow und Grüneberg, rühren die Löcher, die ziemlich nahe bei einander stehen, davon her, daß der Teufel einst dort Kegel gespielt und in den Löchern die Kegel gestanden haben.

124. Der Krebs im Mohriner See.

In dem großen, rings von steilen Ufern umgebenen Mohriner See, erzählt man, liegt ein großer Krebs, der ist mit einer Kette an den Grund angeschlossen. Reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deshalb auch schon in Angst geschwebt, denn

wenn der See heult, wie die Leute sagen, so tobt da unten der Krebs und will sich lösen.

In dem See muß auch alljährlich einer ertrinken, und wenn dies einmal in einem Jahre nicht zutrifft, so müssen im nächsten Jahr zwei daran glauben. Auch sonst passiert dort manches; namentlich läßt sich am Marientage oft eine weiße Gestalt sehen, die lockt die Leute auf allerhand Weise mit hinabzukommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, er mag wollen oder nicht.

125. Zwei Sagen vom Hopfensee bei Berlinchen.

Die Stadt Berlinchen liegt zwischen zwei Seeen, dem großen See und dem Hopfensee. Der Hopfensee ist nur klein, aber tief. Wo dieser See jetzt ist, sagt man, stand früher ein Mönchskloster. Das ist untergegangen wegen der Sünden der Mönche. An einem Johannistage nämlich erhob sich ein furchtbarer Sturm und ein gewaltiges Regenwetter, so daß die Umwohner glaubten, es käme das Ende der Welt. Das dauerte bis zum Abend. Als darauf die Sonne wieder hervorbrach aus den Wolken und es still wurde, war das Kloster verschwunden und an seiner Stelle lag der See. An jedem Johannistage aber kommt eine Jungfrau aus dem See, die ruft ein dreimaliges Wehe aus, und dann hört man in der Tiefe läuten.

Andere erzählen, nicht ein Kloster, sondern ein Schloß sei in dem See untergegangen. Dicht nämlich am Hopfensee, auf der Seite, wo die Chaussee nach Bernstein hinläuft, ist eine Höhe, der „Berg" genannt. Auf dieser, heißt es dann, hat einst ein Schloß gestanden, das ein Herr von Voß bewohnt haben soll. Dieser war als Wegelagerer in der Umgegend

bekannt. Da sein Schloß sehr hoch war, so bot er jedem Trotz, und niemand konnte ihn zur Rechenschaft ziehen. Aber in einem schrecklichen Unwetter stürzte Gott das feste Schloß mit allen Bewohnern in den Hopfensee. — An jedem Johannistage, mittags 12 Uhr, erscheint auch nach diesem Bericht eine Nixe, die sitzt auf einem Stein an dem See und kämmt ihr Haar; der Stein heißt „der Nixenstein". Die Nixe soll eine Kammerfrau im Hause des Herrn von Voß gewesen sein und großen Anteil an seinen Greueln gehabt haben.

126. Der Werwolf.

Einige Menschen verstehen die Kunst, sich mittels eines Gürtels, den sie umschnallen, in einen Werwolf zu verwandeln, und so ist namentlich einer in der Mark gewesen, von dem man noch an vielen Orten zu erzählen weiß. Lange Zeit hat keiner gewußt, daß er ein so gefährlicher Nachbar sei; aber endlich kam es folgendermaßen heraus.

Es lagen mehrere Knechte beisammen in den Koppeln, ihre Pferde zu hüten, und machten sich da ein Feuer an, bei dem immer einer wachen mußte. Als nun die Reihe an den, welcher ein Werwolf war, kam und er meinte, daß die andern alle fest schliefen, warf er schnell seinen Gürtel über und stürzte sich als Wolf auf die Pferde und verzehrte ein Fohlen mit Haut und Haaren. Das alles sah einer der Knechte, der sich nur schlafend gestellt hatte, mit an, sagte jedoch den anderen kein Wort davon. Nicht lange danach kehrte der Werwolf zurück, und die anderen erwachten. Als sie nun bei dem Feuer lagen, da schauderte es dem Werwolf so, und er sagte: „Ich weiß nicht, wie mir heute so schuddrig ist!" „Na," sagte der Knecht, der nicht geschlafen hatte: „da

soll einem wohl nicht schuddrig sein, wenn man ein ganzes Fohlen im Leibe hat!"" „Dein Glück," rief jener, „daß du mir das nicht vorher gesagt hast!" und mit diesen Worten streifte er seinen Gürtel über, ward sogleich zum Wolf und sprang in den Wald, und nie haben ihn seine Gefährten wiedergesehen.[41])

127. Die keusche Nonne.

Im Jahre 1325 machten die Polen und Littauer einen Einfall in die Mark und hausten entsetzlich. Nichts fand vor ihnen Schonung. So stürmten sie auch einmal ein Nonnenkloster, und die frommen Jungfrauen waren ihren rohen Mißhandlungen ausgesetzt. Da soll unter ihnen ein schönes Fräulein gewesen sein, das den Tod der Schande vorzog. Sie versprach dem sie bedrohenden Wüterich, wenn er sie verschone, wolle sie ihn einen Zauber lehren, durch den er unverwundbar werden könne, so daß ihm keine Waffe, kein Schwert, Spieß oder Pfeil fortan etwas anthun werde. Es wären nur wenige Worte, die diesen Zauber zu üben im stande wären; damit er aber nicht an der Wahrheit der Sache zweifele, möge er es sofort an ihr, wenn sie den Zauber gesprochen, versuchen. Damit kniete sie nieder, bekreuzte sich und betete den schönen Vers aus dem 31. Psalm: „In manus tuas commendo spiritum meum."*) Diese Worte verstand jener nun nicht und meinte, es wären die starken Zauberworte, auf denen die ganze Kunst beruhe. Und als nun die Jungfrau den Hals ausstreckte und ihn ruhig aufforderte, doch zuzuhauen und die Probe zu machen, da wurde er so

*) „In deine Hände befehle ich meinen Geist."

bethört, daß er zuschlug; und erst als der Kopf ihm vor die Füße rollte, erkannte er, daß das Mädchen die Ehre höher als das Leben geachtet hatte.

---

128. Der Landsknecht und der Teufel.

„In alten Zeiten,“ heißt es, „hat es sich einmal zugetragen, daß ein Landsknecht durch die Mark zog und, als er in einer Stadt krank wurde, längere Zeit daselbst verharren mußte. Da er nun viel Geld bei sich hatte, so gab er der Wirtin seinen Geldbeutel und bat sie, ihm denselben zu verwahren; nach etlichen Tagen aber, als er wieder gesund geworden, forderte er denselben wieder, worauf die Wirtin, die ein großes Gelüst nach dem Gelde trug und mit ihrem Manne eins geworden war, daß sie das Geld verleugnen wollten, trotzig sprach, was er doch wolle, sie wisse nichts von dem Gelde, und obenein den Landsknecht aufs ärgste schalt. Dieser erzürnte sich nun gewaltig über das Weib und warf ihr ihre Untreue vor, und da dies der Mann hörte, kam er herbei, sein Weib zu verteidigen, und warf ihn zur Thür hinaus. Da zog der Landsknecht vom Leder und hieb in die Thür, und als das der Wirt vernahm, schrie er die Nachbarsleute an, was ihm für Gewalt geschehe; diese ergriffen den Landsknecht und führten ihn vor die Obrigkeit, worauf er ins Gefängnis geworfen wurde. Als man nun den Fall im Gericht beriet und für Recht erkannte, daß er wegen Gewaltthat durchs Schwert zu richten sei, kam der Teufel zu ihm ins Gefängnis, zeigte ihm an, wie seine Sache stände, und verhieß ihm, wo (wenn) er sich ihm ergeben möchte, so wolle er ihm davon helfen. Aber der Landsknecht antwortete, daß er eher zehnmal sterben als auf solche Weise loskommen wolle, konnte auch auf keine

Weise bewogen werden, so listig es auch der Teufel anfing, auf den Bund einzugehen. Da versprach ihm endlich der Teufel, ihn ohne einigen Gegendienst frei zu machen, sagend: „Wenn du vor Gericht geführt wirst, so sage, du seist zuvor mit Rechtssachen nicht umgegangen, könnest dich auch selbst mit Reden nicht verwahren; bitte um einen Advokaten, der für dich rede, da will ich zu dir treten in einem blauen Hut mit weißen Federn und will dein Advokat sein!“ Dies Erbieten nahm der Landsknecht an, da er dafür hielt, daß es nicht wider Gott sei.

Folgenden Tags nun wurde der Landsknecht vor Gericht geführt, und da er um einen Advokaten bat, der ihn verteidigen möchte, dieses ihm auch gewährt wurde, trat der Teufel daher im blauen Hut mit weißer Feder, legte den ganzen Handel dar, sagte, wie der Diebstahl geschehen, wo das Geld liege und wieviel desselben sei, alles bis aufs allerkleinste. Da verschwur sich der Wirt hoch und teuer und rief: „Wenn ich's habe, so führe mich der Teufel weg!“ Aber kaum hatte er das gesagt, so ergreift der mit blauem Hut und weißer Feder den Wirt, führt ihn über den Markt durch die Lüfte hinweg, und hat niemand jemals erfahren, wo er mit ihm hingekommen ist.“

129. Der preußische Pfiff.

Von Friedrich dem Großen wird in der Neumark erzählt, daß er öfter abends, in einen alten Soldatenmantel gekleidet, umher gegangen sei in der Residenz und die Wirtshäuser besucht habe, um zu sehen, was seine Soldaten dort angäben. Einst trifft er auch einen Soldaten in einem Wirtshause, der dort gehörig trinkt und ihn einladet gleichfalls mitzutrinken.

Der alte Fritz läßt sich zwar etwas nötigen, thut aber doch zuletzt Bescheid. Da ihm jedoch der Geselle zu viel draufgehen zu lassen scheint, fragt er denselben: „Aber Kamerad, wo hast du denn das Geld her; dazu reicht doch dein Sold nicht hin?" „Ja", sagt der andere, „wer den preußischen Pfiff nicht kennte!" „Was ist das, der preußische Pfiff?" fragte der alte Fritz. „Das kann ich dir nicht sagen," entgegnete der Kamerad, „du könntest mich verraten." Diese Antwort macht den König gewaltig neugierig, er dringt in den Soldaten und ruht nicht eher, bis ihm dieser das Geheimnis offenbart. „So höre denn," begann der Soldat, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist, es ist ja jetzt Frieden, — was brauche ich zum Beispiel eine stählerne Säbelklinge, die ist verkauft, siehst du?" und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem Könige eine hölzerne Klinge. Dieser that befriedigt und ging weiter. — Er hatte sich aber den Soldaten wohl gemerkt, und nach einiger Zeit heißt es, das und das Regiment solle vor dem Könige zur Parade antreten. Der König kommt, reitet einigemal auf und ab, und als er den Kameraden von neulich herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann hervorzutreten. Als der alte Fritz sich noch einmal genau überzeugt hat, daß von diesen beiden der eine sein Mann ist, den er gesucht, sagt er zu dem Kameraden mit dem preußischen Pfiff: „Ziehe sofort deinen Säbel und haue deinem Nebenmann den Kopf ab." Der Soldat erschrickt, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl thun? Mein Kamerad Nebenmann hat mir ja nichts zu leide gethan!" „Zieh", ruft der alte Fritz, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abschlagen." Da bleibt dem Manne mit dem preußischen Pfiff nichts übrig, er legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel

und ruft: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz wird," und siehe da, wie er den Säbel herauszieht, ist die Klinge von Holz. Friedrich aber lachte und sagte: „Ich merke, du verstehst wirklich den preußischen Pfiff."[42])

Die Altmark.

130. Nobiskrug.

In der Altmark — wie auch im Havellande — herrscht noch zum Teil der altheidnische Gebrauch, dem Toten ein Geldstück unter die Zunge zu legen. Das ist noch das alte Fährgeld, welches dem Verstorbenen angeblich den Zugang in die Totenwelt erschließen sollte. Wer es nicht mit bekommt, so meint man noch stellenweise heute, wird zum „Nachzehrer" und holt andere nach. Im sogenannten Hans-Jochen-Winkel haben sie auch noch bedeutsame Sprichwörter davon; denn wenn einer schon lange verstorben ist, heißt es: „de is all lange in Nobiskrooch" oder sobald einer gestorben, „nu is hee all hen nå Nobiskrooch", wo die Toten alle, heißt es, zusammenkommen sollen. In betreff des Geldstücks, das man dem Toten unter die Zunge gelegt, und das früher meist „ein Sechser" war, heißt es dann: „In Nobiskrug müssen die Toten ihren letzten Sechser verzehren." Dort erhalte man, so hört man auch noch, den Paß zum Himmel; ja einige meinen, es sei der Himmel selbst.

Diese Dinge bekommen dadurch eine besondere Bedeutung, daß der Name Nobiskrug früher eine verbreitete Bezeichnung für das Totenreich oder die Hölle war. Und wie u. a. in Dr. Martin Luthers „Tischreden" die Redewendung vorkommt: „in Nobiskrug fahren", so steht sie auch noch in einem Liede aus dem vorigen Jahrhundert „zum Preise des Bernauer Biers" beim alten Bekmann:

Mancher wär' vor zwanzig Jahren
Schon in Nobis-Krug gefahren,
Wenn er dich nicht brav gelecket
Und den Tod so abgeschrecket.

Man dachte den Ort sich namentlich als eine Art Herberge, in welcher der Teufel, — der ja auch sonst Höllenwirt heißt, — Wirtschaft halte. Dazu paßt nun, daß man im Hans-Jochen-Winkel noch ein Wirtshaus bei Neu-Ferchau oder diesen Ort selbst, der am Rande der Sumpfgegend des Drömling liegt, „Nobiskrug" nennt und nun auf diesen die Sage bezieht. Gewöhnlich deutet man den Namen dann als „Nåberskrooch" und erzählt eine Geschichte von einem Wirt Nåber, der sich dort niedergelassen, oder einem, der seitab von Neu-Ferchau sich angebaut habe und dann als ein guter „Nachbar" angesehen sei, weshalb man seinen Krug als „Nachbarskrug" bezeichnet habe. Dementsprechend wird auch das Bild von dem Nobis- oder Nåberskrug, wo die Toten zusammenkommen, echt humoristisch-bäurisch ausgeführt, wenn es weiter heißt: „Da wird Karte gespielt, und die, welche es hier nicht gelernt haben, müssen Fidibus pflücken." Mehr an den alten heidnischen Himmel gemahnt aber noch, wenn man sagt: „Wer bei seinen Lebzeiten nichts getaugt, muß dort Schafböcke hüten", — was, nebenbei bemerkt, ein Kunststück wäre.[43])

131. Die Nachzehrer.

In der Gegend von Diesdorf glauben noch viele Leute an die sogenannten „Nachzehrer". Oft geschieht es nämlich, daß, wenn sich erst ein Todesfall in einer Familie ereignet hat, bald mehrere Glieder derselben nachsterben. Das kommt daher, heißt es dann, daß man jenem ersten Toten nicht „den

Zehrpfennig" in den Mund gegeben oder ein anderes Versehen gemacht, z. B. seinen Namen nicht aus dem Hemd geschnitten hat.

So geschah es auch einmal noch in diesem Jahrhundert, daß viele Leute aus einer Familie schnell hintereinander starben; da entschloß man sich denn, den, welcher zuerst gestorben und offenbar der Nachzehrer war, auszugraben. Man fand nun, daß er bereits all' seine Kleider aufgezehrt hatte, und weil es kein anderes Mittel gegen das Nachzehren giebt, als dem Toten das Genick abzustechen, so trat der Mutigste hinzu, nahm einen Spaten und that es. Da hat man deutlich gehört, daß der Nachzehrer noch ordentlich wie ein kleines Ferkel „gequiekt" hat. Geholfen aber hat es.[44])

132. Der wilde Jäger Hackenberg.

Im Drömling hört man häufig, wie die Leute fluchen, „daß dich der Drus" und „daß dich der Jäger hole," und versteht man unter dem Jäger den Satan selber. Es war nämlich, heißt es gewöhnlich kurzweg, einmal ein gewisser „Hackenberg", der sagte, wenn er immer jagen könnte, so wollte er Gott seinen Himmel wohl lassen. Dafür muß er nun des Nachts vom Harz herunter in den Drömling hoch zu Pferde mit den Hunden jagen, und schon vielen ist er so begegnet.

In der Gegend des alten Klosters Diesdorf, namentlich in dem an der hannöverschen Grenze gelegenen Dorfe Wadekath, erzählt man von diesem Jäger also.

Der Hackenberg war ein reicher Edelmann, welcher die Jagd über alles liebte, so daß er sogar einmal des Sonntags hinaus in den Wald zog und alle Bauern seiner Gemeinde

zwang, mit ihm zu jagen, so sehr sie sich auch dagegen wehrten, da sie lieber zur Kirche gegangen wären. Aber das ist ihm übel bekommen; denn wie er nun so draußen umhertobt, kommen plötzlich zwei Reiter ihm an die Seite gesprengt, die jagen gewaltig mit ihm fort, und jeder von beiden fordert ihn auf, mit ihm zu ziehen. Der Reiter zur Rechten aber sah wild und grimmig aus, und seinem Pferde sprühten Feuer und Flamme aus Nase und Maul, dagegen sah der zur Linken ruhiger und milder aus. Da war denn der Hackenberg schnell gefaßt und wandte sich zu dem Reiter zur Rechten. Darauf sprengten sie fort, und so muß er nun mit ihm bis zum jüngsten Tage jagen.

Stellenweise heißt er auch „der Helljäger." Wer ihm „nachbölkt," wenn er durch die Luft dahinbraust, dem wirft er eine „Pferdekeule" als seinen Anteil an der Jagd herunter.[45])

133. Wie es einem Jungen auf der Fahrt vom Blocksberg ergangen.

War einmal ein Junge, — so erzählt man in Güßefeld — dessen Mutter und Schwester waren Hexen. Als nun der erste Mai kommt, sieht er, wie sie am Abend vorher etwas kochen, sich damit bestreichen, auf Besenstiele setzen und sprechen:

Up un davan neinig an!
Up un davan neinig an!
Up un davan neinig an!

Und auf geht's mit ihnen und davon. Nun hatten sie aber den Topf, in dem sie ihre Salbe gekocht hatten, nur beiseite gestellt und nicht fortgeschlossen, und der Junge, der alles aus seinem Verstecke mit angesehen hatte, denkt, das kannst

du ja auch versuchen, holt den Topf hervor, bestreicht sich, setzt sich auf einen Besenstiel, verspricht sich aber und sagt:

Up un davan alle weg an!
Up un davan alle weg an!
Up un davan alle weg an!

Und da geht's auf mit ihm und hier gegen eine Fichte und dort gegen eine Eiche, daß ihm der Kopf nur so brummt, und da merkt er erst, daß er falsch gesprochen, und wiederholt nun dreimal: „Up un davan neinig an,“ und sogleich geht's rasch mit ihm auf, und er ist im Augenblick an dem Ort, wo alle Hexen versammelt sind. Da findet er denn auch seine Mutter und seine Schwester, die sind gerade beim Mahle und essen Erbsen, wie auch alle andern. Wie ihn seine Mutter sieht, fragt sie ihn: „Junge, wie kommst du denn her?“, und er antwortet: „Nun, gerade wie du!“ Da warnt sie ihn denn, niemandem ein Wort von dem zu sagen, was hier geschehe, auch kein Wort weiter zu sprechen. Und nun geht's fort. Sie sind aber gerade an einem großen Wasser, darum setzen sie ihn auf einen dreijährigen Bullen, und der ist mit einem Sprunge über das Wasser hinüber. Da ruft der Junge: „Das war ein tüchtiger Sprung für einen dreijährigen Bullen!“ Aber im Augenblicke ist er auch abgeworfen und hat acht Tage wandern müssen, ehe er wieder nach Hause gekommen ist (vergl. Nr. 32 und 70).

---

134. Land abgeschworen.

In Hämerten bei Stendal ist an der Nordseite der Kirche ein Meineidiger eingemauert. Der ist bei einem Streit zwischen denen von Hemerten und denen von Carlbau hingetreten und hat Erde vom Carlbauer Acker in seinen Stiefel gethan und

geschworen, er stehe auf Carlbauer Acker, und da haben denn die von Hemerten das Land, um welches sich der Streit erhoben hatte, an die von Carlbau abtreten müssen. Nachher aber ist er einmal in späterer Zeit, man weiß nicht weshalb, nach Hemerten gekommen, hat alles gestanden und ihnen wieder zu ihrem Acker verholfen. Dafür haben sie ihn denn bis zu seinem Ende ernähren müssen; aber als er starb, mochten sie ihn doch nicht mit anderen ehrlichen Leuten auf demselben Kirchhofe begraben und haben ihn deshalb in der Kirchenmauer eingemauert.

135. Arendsee.

Von dem Arendsee wird Folgendes erzählt. An der Stelle, wo jetzt der See und Ort Arendsee liegt, stand vor alters ein großes Schloß. Dieses ging plötzlich unter, und kein Mensch kam davon als ein Mann und ein Weib. Wie die beiden nun fortgingen, sah sich das Weib von ungefähr um und ward die schleunige Veränderung gewahr. Verwundert brach sie in die Worte aus: „Arend, see!" (Arend, sieh! denn jenes war des Mannes Name), und darum gab man dem Städtchen, welches an dem See aufgebaut wurde, jene Benennung.

Wenn die Sonne hell scheint, soll man noch oft alle Mauern und Gebäude des versunkenen Schlosses im Grunde sehen können. Einige wollten einmal die Tiefe des Sees messen und ließen ein Seil hinab, da tönte aus dem Wasser eine Stimme herauf, die sie aufforderte, von solcher Vermessenheit abzulassen.

136. Weiße Frau weist einen Schatz.

Zwischen Gardelegen und Lindstädt soll ehemals ein Dorf gelegen haben, von dem man noch Gemäuer und die Reste der Kirche sieht, und unter dieser soll ein großer Schatz liegen.

Mal war ein Hirt aus Trustädt draußen auf der Weide, da kommt eine ganz weiß gekleidete Frau zu ihm, die sagt, er sei bestimmt den Schatz zu heben und sie zu erlösen; er möge ihr nur folgen, bei dem Schatze würde er einen großen schwarzen Hund finden, den solle er dreimal mit der Hand über den Kopf streicheln oder ihm einen Kuß geben, dann wäre sie erlöst und der Schatz sein.

Das hat er aber nicht thun wollen, und da ist die Frau noch zweimal zu ihm gekommen und hat ihn flehentlich gebeten, er möge es doch thun, sonst müsse sie noch viele, viele Jahre umherwandeln. Aber er hat es sich doch nicht getraut, und darum liegt der Schatz noch an seiner alten Stelle; die weiße Frau hat seit der Zeit niemand wieder gesehen.

---

137. Der Alvenslebensche Ring und die Zwerge.

Mit den Zwergen hängt auch der Ring zusammen, der sich in der Familie derer von Alvensleben in der Altmark seit uralten Zeiten vererbt hat, und an den das Glück dieser Familie geknüpft sein soll. Wie sie in den Besitz desselben gekommen, erzählt man folgendermaßen.

Nach einigen soll nämlich die Ahnmutter derer von Alvensleben einmal zu den Unterirdischen geholt worden sein, um einer Kindbetterin beizustehen. Weil sie nun dem

Mädchen, das sie mit einer Leuchte geholt, willig gefolgt sei, auch der Warnung gemäß von den gebotenen Geschenken nichts angenommen habe, soll sie den Ring empfangen haben.

Andere erzählen freilich die Sache etwas anders. Jene Frau von Alvensleben soll nämlich selbst ein Kind bekommen haben, und wie sie nun einmal des Nachts wachend dalag und an des Kindes wie der Familie Zukunft dachte, kamen „die Unterirdischen“ zu ihr. Es ertönte plötzlich eine wunderherrliche Musik, die Thür ging auf, und ein Zug ganz kleiner Leute trat herein. Ein Paar näherte sich mit vielen Verbeugungen ihrem Himmelbett und bat sie um die Erlaubnis, in dem Raum unter dem Ofen eine Hochzeit feiern zu dürfen. (Der Ofen stand nämlich auf vier hohen Füßen, wie das in der Altmark Sitte ist.) Die ganze Sache kam der Frau von Alvensleben zwar wunderbar vor; indessen gewährte sie die Bitte und hörte auch dann die ganze Nacht, wie stets eine feine Musik vom Ofen her ertönte.

Als der Tag graute, kamen wieder die beiden kleinen Leute ans Bett und überreichten ihr unter vielen Danksagungen und Verbeugungen jenen Ring und setzten hinzu, sie solle ihn wohl aufheben; so lange der Ring in ihrer Familie bewahrt werde, werde auch das Glück nicht von ihr weichen. Darauf verschwand der Zug, wie er erschienen. Den andern Morgen kam es der Frau zunächst vor, als sei alles ein Traum gewesen; nur der Ring bewies ihr das Gegenteil.

So erzählt man sich die Sache im Volke. Die Familienüberlieferung der Alvenslebens spinnt die Sache noch weiter aus. Nach derselben hatte jene Frau von Alvensleben drei Söhne, aus denen die sogenannte rote, schwarze und weiße Linie derer von Alvenleben entstand, unter die nun der Ring geteilt wurde. Die von der roten Linie wollten von

dem Aberglauben, heißt es, nichts wissen und warfen ihren Ringanteil in die Ohre, ein kleines Flüßchen bei Neuhaldensleben unweit Magdeburg. Nachdem so die Linie ihren Ring verloren, starb sie allmählich aus. Die schwarze Linie besitzt noch ihren Ring, welcher in Erxleben aufbewahrt wird, und erfreut sich einer reichen Blüte. Die weiße Linie ließ, um den Ring dem Geschlechte zu erhalten, mit demselben einen Altarkelch vergolden. Da dieser Kelch aber abhanden kam, sank die Linie auf zwei Häupter und blühte erst von neuem auf, als der Altarkelch wieder in der Kirche zu Gardelegen aufgefunden wurde. Seitdem hebt man ihn auch zu Erxleben auf.[46])

138. Die Wahrzeichen von Stendal.

Wie verschiedene Städte in der Mark hat auch Stendal seinen Roland. Gar drohend steht er vor dem Rathause da, mit gezücktem Schwerte. Die linke Hand hat er auf dem märkischen Adler ruhen; hinter ihm ist das Stendaler Stadtwappen, und an seinem Rücken ist ein lachendes Narrengesicht angebracht, „der Eulenspiegel," wie die Leute sagen.

Wenn er auch nur von Stein ist, so ist doch mit dem alten Herrn nicht zu spaßen. Das hat einmal ein Stendaler Bürger erfahren, der des Nachts vorbeikam und in der Weinlaune, in der er sich befand, den Roland höhnte und allerhand Capriolen vor ihm machte. Eine Zeitlang sah das derselbe ruhig mit an, dann drehte er sich plötzlich auf seinem Gestell um und wies dem Thoren den Rücken. Da erfaßte den ein großer Schreck, und er rief laut um Hilfe. Leute kamen herbei und suchten ihn zu beruhigen; aber immer rief er: „He dheit mi wat! He dheit mi wat!" (Er thut mir was!

er thut mir was!) Krank brachte man ihn nach Hause, und wenn er auch wieder aufkam, er hat nie mehr über das Maß getrunken und ist immer scheu bei dem Roland vorbeigegangen.

Das Sprichwort ist dann auch geblieben; wenn einer zu viel des Guten thut und üppig wird, heißt es:

„He dheit mi wat! He dheit mi wat!
Is doch, as hätt ich dat Drinken satt.“

139. Der Aufruhr zu Stendal.

Wegen des Rolands in Stendal wäre es fast einmal zwischen dem Rat und den Bürgern zu einem blutigen Streit gekommen. Das kam so:

In Stendal erschien ein Bildhauer, der meinte, der Roland sei für das große Rathaus nicht ansehnlich genug, ging daher zu dem versammelten Rat und bot sich an, er wolle ihn länger machen. Die Ratsherrn aber meinten, sie wollten ihn nicht länger haben, worüber sich jener gekränkt fühlte, zu den Bürgern umherging und das Gericht aussprengte, der Rat wolle den Roland nicht länger haben. Dadurch brachte er denn natürlich die gesamte Bürgerschaft in Aufruhr. Sie kamen wild daher gestürmt, belagerten das Rathaus und schrien unaufhörlich, sie wollten den Roland noch länger haben. Da klärte denn der Rat das Mißverständnis auf, und alles ging lachend und zufrieden, daß der Roland noch bleiben solle, nach Haus.

140. Kaiser Karl zu Tangermünde.

Kaiser Karl der Vierte hielt sich gern zu Tangermünde auf und baute sich auch hoch an der Elbe dort ein Schloß. Das Vorwerk Karlbau in der Nähe soll ebenfalls noch von

ihm herrühren und war eine von ihm eingerichtete Musterwirtschaft. In Entzelts altmärkischer Chronik wird noch mancherlei von der Kurzweil erzählt, die er in Tangermünde getrieben, „als mit dem „fahlen“ Pferde, der Speise, die nichts kostet und niemand schadet“ u. dergl. mehr.

Eigentümlicher Weise hat sich in der Gegend von Tangermünde Jahrhunderte hindurch ein Trinkreim, der insbesondere noch an das „fahle“ Pferd Kaiser Karls anknüpft, aus jener alten Zeit erhalten, den ich vor mehr als fünfzig Jahren bei einer Wanderung in der Nähe von Tangermünde von Bauern eines Sonntags Nachmittags hörte, als sie, in einem Kruge „Meth“ trinkend, einen Rundgesang anstimmten. Bei demselben fing einer, als an ihn die Reihe kam, an:

„Kaiser Karolus siin bestet Peerd“
„dat wås ene fålige Stute,“
„dat eene Ooge wås niks wert,“
„dat aennere wås reen ute,“

und während er nun trank, fielen die anderen ein:

„reen ute, reen ute, reen ute,“ — — —

und wiederholten dies so lange, bis der Betreffende ausgetrunken hatte, wo es dann hieß:

„Nu wisch hee sik de Schnute.“[46])

141. Jungfer Lorenz zu Tangermünde.

In Tangermünde sind einmal sehr reiche Leute gewesen, die haben ein einziges Kind gehabt, ein Mädchen, und haben es Lorenz geheißen. Wie es nun einmal an einem Frühlingstage so recht schönes Wetter war, da ist die Kleine ganz allein hinausgegangen in den Wald, um Kräuter zu suchen.

Aber da der Wald gar groß war, hat sie sich verlaufen und konnte sich nimmer wieder herausfinden, und wie sie so dachte, daß sie hier würde verschmachten müssen, setzte sie sich hin und fing an bitterlich zu weinen. Sie hatte aber nicht lange gesessen, da kam ein großer Hirsch mit gewaltigem Geweih auf sie zu, nahm sie auf seinen Rücken und trug sie unversehrt nach der Stadt. Dort ist er dann bis an sein Lebensende gepflegt worden, und als er tot war, hat man sein Geweih in der Nicolaikirche aufgehängt und auf demselben zum Andenken an die wunderbare Errettung das Bild der Jungfer Lorenz, aus Holz geschnitzt, angebracht. Der Wald aber, in dem dies geschehen, ist jetzt verschwunden; jedoch führen die an seiner Stelle gelegenen Äcker noch den Namen „Lorenzfeld."

Das Geweih mit dem Bilde hat lange, lange Jahre in der Nicolaikirche gehangen, denn man erzählte, daß Jungfer Lorenz verordnet habe, es solle darin bleiben, so lange noch ein Stein auf dem andern sitze. Deshalb nahm man es auch, sobald in der Kirche gebaut wurde, nicht aus derselben heraus, da es jedesmal einen gewaltigen Lärm erregte, wenn es angerührt wurde, und ließ es auch in derselben, als sie zu einem Lazarett umgewandelt ward. Seit dem Jahre 1831 jedoch ist es nach der Stephanskirche gebracht worden, wo es nun ruhig in der Nähe des Altars hängt.

---

142. Die beiden Frauen zu Aulosen.

„Vor vielen hundert Jahren," erzählt Temme nach alten Berichten in seinen altmärkischen Sagen, „lebte auf seinem Schlosse zu Aulosen in der Wische ein Herr von Jagow. Er hatte eine Frau und viele Kinder; aber weil er sehr

fromm und gottesfürchtig war, so ließ er alles in Stich und zog mit den deutschen Heeren in den Türkenkrieg, um den Erbfeind des christlichen Glaubens besiegen zu helfen. Dort ging es ihm indes sehr schlecht, er wurde gefangen und als Sklave verkauft. Er kam als Gärtner zu einem vornehmen türkischen Herrn. Die Tochter dieses Türken kam oft in den Garten, in welchem er arbeitete, und sah ihn und hatte ihr Gefallen an ihm, weil er ein sehr schöner und schmucker Herr war. Sie fühlte auch bald Mitleiden mit seinem Unglücke, und endlich hatte sie ihn in ihrem Herzen so lieb gewonnen, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte. Der Ritter merkte das alles wohl, und obgleich er seine Gemahlin von ganzem Herzen liebte, so war er doch auch der Türkentochter gut, weil er nur durch ihre Hilfe hoffen konnte, seine Freiheit zu erlangen und seine Hausfrau, seine lieben Kinder und seine Heimat im Leben wiederzusehen. Deswegen ließ er sich mit ihr ein, und er versprach, sie neben seiner Gemahlin zu heiraten, wenn sie ihn befreien und zu dem christlichen Glauben übertreten wolle. Dazu war sie gern bereit. Er entfloh glücklich mit ihr aus seiner Sklaverei; in Deutschland wurde sie eine Christin und dann durch die Dispensation des Papstes seine Hausfrau."

„Es war gerade am grünen Donnerstag des Mittags, als der Ritter mit seiner gewesenen Türkin' auf seinem Schlosse zu Aulosen ankam. Seine deutsche Hausfrau und seine Kinder saßen am Mittagstisch und aßen Erbsen und Stockfisch. Sie freuten sich sehr, wie sie ihren Herrn und Vater wieder sahen, den sie tot geglaubt hatten, und die erste Frau nahm die mitgebrachte zweite mit Freuden neben sich auf. Beide Frauen wurden die besten, verträglichsten Freundinnen und blieben dies bis an ihr seliges Ende. Das Bildnis der Türkin wird noch unter den Jagowschen Familiengemälden gezeigt; sie ist

danach ganz ausnehmend schön gewesen. Zu Großen-Garz liegt sie, wie man sagt, begraben, und in dem Kirchengewölbe daselbst zeigt man noch ihren einbalsamierten Körper; auch giebt es daselbst zwei Leichensteine, auf welchen weibliche Figuren ausgehauen sind, welches die beiden Frauen dieses Ritters sein sollen."

---

143. Der alte Zieten als Hexenmeister.

„Es weiß es noch ein jeder preußische Soldat, daß der alte Zieten ein Hexenmeister war. Er hat das oft bewiesen, und darum konnte ihm auch keiner so recht was anhaben. Das beste Stückchen aber, das er gemacht hat, ist folgendes."

„Einstmals traf er mit einer großen Armee von Österreichern und Russen zusammen. Er hatte zwar auch ein ziemlich großes Heer bei sich; aber der Feinde waren zehnmal so viel. Seine Soldaten mochten daher mit Säbel, Bajonett und Kolbe soviel dreinschlagen, wie sie wollten und konnten, und er mochte trommeln und blasen und stürmen lassen, es konnte alles nichts helfen; als es gegen Abend kam, da mußte er zur Retirade blasen, und sein ganzes Heer zog sich zurück. Das ging aber in guter Ordnung, denn der alte Zieten sagte den Leuten, sie sollten nur ganz ruhig sein, er wollte ihnen dafür stehen, daß sie nichts zu befürchten hätten, wenn sie sich nur alle hübsch beisammen hielten; und sie wußten, was der Zieten ihnen versprach, darauf konnten sie sich verlassen. So kamen sie nun über einen Berg, und wie sie den hinter sich hatten und sie unten ins Thal gekommen waren, ging eben die Sonne unter. Da kommandierte der Alte: „Halt, und rühre keiner ein Glied!" Sie standen alle, Mann für Mann, wie eine Mauer, und der alte General

schlug ein Kreuz und murmelte einige Worte in seinen Bart. Die konnte kein Mensch verstehen; aber in demselben Augenblick war die ganze Armee in einen großen Wald von allerlei Bäumen verwandelt. Der alte Zieten selbst kletterte auf einen Eichbaum und lachte im Stillen darüber, was nun kommen werde, und wie der Feind sich werde anführen lassen. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Feind in voller Hast vom Berge heruntergestürzt, Panduren, Kroaten, Kosaken und allerlei Gesindel, die meinten die Preußen nur so auffressen zu können. Wie erstaunten sie aber, als sie keinen Feind mehr sahen und auf einmal in einem großen, dichten Walde sich befanden. Sie fluchten und tobten und jagten wütend voran, um jenseits des Waldes ihr Mütchen desto sicherer kühlen zu können. Dabei hieben sie denn in ihrer tollen Lust nach manchem Zweige, der ihnen im Wege hing."

„Wie sie nun aber durch waren, stieg Zieten von seiner Eiche herunter, bekreuzte sich wieder und sagte einen andern Spruch. Da waren mit einem Male die Bäume verschwunden, und die Soldaten standen wieder mit Sack und Pack da. Mancher hatte zwar von den Hieben in die Zweige ein Stück von seiner Nase verloren oder seinen Zopf, oder es thaten ihm die Rippen weh; aber schwerer beschädigt war keiner, und den Kopf hatten sie alle behalten, und darum machten sie sich aus den kleinen Verlusten auch nicht viel. Sie konnten auch nicht einmal recht zur Besinnung kommen, denn der Alte kommandierte geschwind: „Nun haben wir die Kerls! Nun vorwärts, Marsch!" Und nun ging's in vollem Jagen wie ein Donnerwetter dem Feinde in den Rücken, daß er mit Mann und Maus umkam oder gefangen wurde. — Der alte Fritz wollte sich nachher tot lachen über den Witz, den der Zieten gemacht hatte."[47])

---

144. Die Spinnerin im Monde oder woher die Marienfäden kommen.

„In der Gegend von Salzwedel erzählte man sich früher vielfach folgende Geschichte, die sich in einem Dorfe der Gegend zugetragen haben soll, dessen Namen man aber nicht mehr anführen kann. In dem Dorfe lebte nämlich eine arme, alte Witwe mit ihrer einzigen Tochter Marie. Die Mutter war krank und schwach und konnte nicht mehr arbeiten. Das schadete aber nicht, denn die Tochter war die beste Spinnerin nahe und fern, sie konnte täglich drei Stück Garn spinnen, und ihr Faden war der feinste; dadurch ernährte sie sich und ihre alte Mutter. Sie hatte leider nur einen großen Fehler an sich: sie war wild und leichtsinnig und mußte bei jedem Spektakel und bei jedem Tanz dabei sein. Dadurch verursachte sie ihrer frommen Mutter vielen Kummer, und diese machte ihr Vorwürfe und gab ihr Ermahnungen genug; allein das half nichts. Besonders im Spätherbst und Winter ging die Lust des Mädchens los, wenn die jungen Leute des Dorfes zum Spinnen zusammenkamen, was man die Spinnkoppel hieß. Es wurde dann gespielt, gelärmt, gesungen und getanzt, und anstatt zu ordentlicher Zeit auseinanderzugehen, wurde es späte Nacht darüber. Am tollsten dabei und die letzte, die nach Hause kam, war Marie. Die Mutter hatte das lange in Geduld angesehen, weil ihre Ermahnungen doch nichts helfen konnten. Einmal aber auf Marientag, als Marie wieder in die Spinnkoppel ging, sagte sie zu ihrer Tochter: „„Versprich mir nur heute, daß Du vor Mitternacht nach Hause kommen und Dich nicht auf der Straße herumtreiben willst. Heute ist unserer lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorsam gegen ihre Eltern sind, so werden sie auf der Stelle bestraft."" Das ging der Marie

ins Herz, daß sie weinte, und sie versprach ihrer Mutter, sie wolle gewiß heute nicht wieder spielen, so wahr der Mond am Himmel stehe. Mit diesem Versprechen nahm sie ihr Rad und ging.

Sie hatte aber kaum eine Stunde gesponnen, als draußen Gesang und Musik laut wurde und die jungen Bursche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden an die Seite geworfen, und alles tanzte und sprang. Marie wollte zwar anfangs nicht mittanzen; aber die Musik und die Lust und die Bitten der Bursche drangen tiefer in ihr Herz als das Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben hatte. Es war schon lange Mitternacht vorüber, als man sich endlich anschickte, auseinander zu gehen. Die Musik mußte sie aber noch auf die Straße begleiten, und als sie an dem Kirchhofe vorbeikamen und dessen Thüre offen fanden, da ergriffen die Bursche die Mädchen und zogen sie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von neuem losging. Marie hatte ihr Versprechen ganz vergessen und sprang lustig mit in dem hellen Mondschein.

Ihre Mutter saß unterdes unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf ihre Tochter. Da hörte sie auf einmal aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhofe. Sie konnte sich nicht mehr halten. Sie ging aus dem Hause und folgte dem Lärm. So kam sie auf den Kirchhof, wo sie ihre Tochter mitten unter den Springenden sah. Der Anblick zerschnitt ihr das Herz. Sie befahl ihr, sofort mit ihr nach Hause zu gehen. Das Mädchen aber erwiderte ihr: „„Ei, Mutter, der Mond scheint noch so hell! Geh' Du nur, ich komme bald!““ Da sah die alte Frau in den Mond und verfluchte ihre Tochter. „„Ich wollte,““ sagte sie, „„das ungeratene Kind säße im Monde und müßte da oben spinnen!““

„Die Worte hatte sie kaum gesprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verschwunden, und man sah sie, mit ihrem Rade in der Hand, rasch wie einen Blitz dem Monde zufliegen. Im Monde sitzt sie noch und spinnt; wenn er ganz hell scheint, dann kann man sie deutlich spinnen sehen. Sie spinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbstzeit auf die Erde herunter; der Wind jagt und zerreißt sie dann und treibt sie auf Hecken und Bäume. Die Leute nennen sie Sommerseide oder Marienfädchen."

145. Der Heckethaler.

Wenn man einen Heckethaler haben will, so nehme man einen schwarzen Kater, stecke den in einen Sack und binde diesen mit 99 Knoten zu. Damit gehe man zu einer Kirche und dreimal um dieselbe herum, indem man jedesmal, wenn man bei der Thür vorbeikommt, den Küster durchs Schlüsselloch ruft. Beim dritten Male kommt er (und das ist der Teufel). Darauf frage man ihn, ob er einen Hasen kaufen wolle; man erhält dann für die Katze im Sack den Heckethaler. Nun muß man aber machen, daß man unter Dach und Fach kommt; denn wenn der Teufel die Knoten eher löst, so daß er den Verkäufer einholt, ist dieser verloren.[48])

Anhang.

Nr. 1. Die angeblichen Riesenknochen sind Rippe und Schulterblatt von einem Walfisch. Ähnliche Knochen hingen, und hängen vielleicht noch, in der Kirche zu Werben, an einem Hause in Jerichow, sowie in einer Kapelle bei Straußberg und wurden auch dort mit einem Riesen oder einem Lindwurm, den ein Riese erschlagen, in Verbindung gebracht. Man liebte es überhaupt früher derartige Merkwürdigkeiten an hervorragenden Stellen in der Stadt, sowie an oder in Rathäusern und Kirchen aufzuhängen. Im Posenschen traf der Verfasser in der Vorhalle einer Kirche ein paar gewaltige Mammut-Hauer an Ketten so aufgehängt.

Nr. 2. Die Sage tritt auch in anderen Städten auf (z. B. in Neu-Ruppin, s. I. Aufl. dieser Sammlung S. 134) und scheint auf das Schloß in Berlin dann nur übertragen zu sein, wenigstens haben bauliche Untersuchungen in diesem Jahrhundert die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Anlage hierselbst herausgestellt. Ausführlicher habe ich hierüber und die folgenden Wahrzeichen gehandelt in einem Aufsatz „Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlins“ in Proehles Sammelwerk „Unser Vaterland“. Berlin 1862. I. S. 83—91.

Nr. 3. Wenn man von der Seite das Standbild des Kurfürsten betrachtet, so sieht man sofort, daß es nicht der Kopf eines Kindes ist, sondern das Haupt der Kriegsgöttin Minerva, welches vom Künstler vorn am Panzer zur Zier angebracht ist. Die Phantasie des Volkes hat nur eben ihren kleinen Kopf als

den eines Kindes gedeutet und im Anschluß an die Statue eine patriotische Geschichte daran gesponnen, s. Karl Bormann bei Proehle, „Unser Vaterland“, I. S. 147.

N. 4. Vergessen hat der Meister die Hufeisen nicht, sondern, da er den Großen Kurfürsten in der Tracht eines römischen Imperators darstellte, absichtlich fortgelassen, weil Hufeisen bei den Römern eben nicht üblich waren.

Nr. 5. Eine ähnliche Sage kehrt öfter in Deutschland wieder, z. B. beim Straßburger Münster. Bei der Parochialkirche hat sie offenbar zunächst an die Löwen angeknüpft. Der Magistrat hat übrigens mit dieser Kirche gar nichts zu thun gehabt. König Friedrich I. hat sie gebaut, und Friedrich Wilhelm I. das Glockenspiel anbringen lassen, welches zuerst eine andere Bestimmung hatte; und dessen Anbringung einen Umbau des Turmes nötig machte.

Nr. 6. Herr Magistrats-Sekretär F. Meyer macht mir aus den Akten freundlichst dazu folgende Mitteilung: „Friedrich der Große, welcher stattliche Eckhäuser in den Straßen seiner Hauptstadt liebte, ließ im J. 1780. dasjenige Nr. 45 am Alexanderplatz auf seine Kosten bauen. Vordem ein Gasthof „Zum goldnen Hirsch“ fand in und vor demselben, wie bei dem gegenüber (nach der Prenzlauerstraße zu) gelegenen „Stelzenkrug“, die Abhaltung von wöchentlichen Viehmärkten statt. Zur Erinnerung daran erhielt das neue Gebäude im Frontespice den noch jetzt vorhandenen „goldnen Hirsch“ und auch wohl die „Widderköpfe“ unter dem Dachgesims.“ — Der Sage liegt wohl einerseits der Undank zu Grunde, mit dem die Bürger oft derartige Gnadengeschenke aufnahmen, andrerseits der Unwille des Königs dann über ein derartiges Verhalten. Allerdings hatten die Besitzer die großen Häuser in „baulichen Würden“ zu erhalten, ohne in vielen Fällen auf eine gänzliche Vermietung der Wohnungen rechnen zu

können. Der König aber, der glaubte, den Leuten eine Wohlthat erwiesen zu haben, ärgerte sich über die vielen ihm aus dem Häuserbau nachträglich erwachsenden Behelligungen; denn daß sie nicht selten gewesen, zeigt eine Kabinetsordre Friedrich des Großen, die da lautet. „Da die unruhigen, querulierenden Einwohner von Berlin Meine Gnade zu sehr mißbrauchen und sie mir sogar mit Undank lohnen und mit Verdruß verbittern, so habe Ich beschlossen, für sie nicht mehr bauen zu lassen, und dieser Beschluß soll ihnen bekannt gemacht werden." — Die Erklärung des Herrn Meyer hat viel für sich, denn die Sage forscht nicht viel nach dem wirklichen Ursprung der Dinge, sondern erklärt sie nur aus den Verhältnissen, die ihr vorschweben.

Nr. 7. Weiteres in meinem Aufsatz in dem „Wochenblatt der Johanniter Ordens-Balley Brandenburg" v. J. 1869 Nr. 11. „Die Sage von der weißen Frau auf dem Berliner und anderen Schlössern."

Nr. 8. Die Sage gehört wohl zu den sog. Wandersagen. Schon im alten Griechenland hatte man eine ähnliche; s. Conon. 38.

Nr. 9. In der Kirche sah man noch im vorigen Jahrhundert unter dem Chor gleich über der Kanzel drei hölzerne Gedenktafeln, welche die Brüder aufgehängt haben sollten. Die Tafeln zeigten ein rotes und ein weißes Feld, in welchem eine Rose halb weiß, halb rot zu sehen war und darunter eine Kanne, das angebliche Familienwappen der Brüder. — Einige wollten auch von ihnen eine Familie „von der Linden" ableiten.

Nr. 10. Die Sagen von der weißen Frau oder der Prinzessin, die erlöst sein will, wie sie auf den Müggelsbergen, zu Biesenthal u. s. w. auftreten, sind Reminiscenzen aus mythischen Vorstellungen des alten Heidentums, welche ursprünglich sich

an die Sonne knüpften, die zum rastlosen Umgehen am Himmel verwünscht und der Erlösung bedürftig galt. Im Gewittersturm schien dann ihr der Erlöser zu nahen und allen Schrecknissen des Unwetters, die man verschieden ausmalte, Trotz zu bieten. Wie aber schließlich die Sonne immer wieder am Himmel sichtbar ward, so galt die Erlösung stets als durch irgend einen Umstand gestört und immer wieder hinausgeschoben, — ein charakteristischer Zug bei allen diesen Sagen; s. meine Schrift „Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum mit Bezug auf Norddeutschland" u. s. w. II. Aufl. Berlin, bei Hertz 1862. S. 103 ff.; auch weiter unten Anm. 20/21 über das Fortrücken der Sagen in der Tradition mit der Zeit.

Nr. 11. Vergl. Schwartz, Bilder aus der brandenb.-preuß. Geschichte. Berlin 1875. bei Duncker (Heymons, bezw. Spamer) S. 93 ff. Nicht bloß bei Pichelsdorf, sondern auch an verschiedenen anderen Stellen redet noch die Sage von einem angeblich „letzten" Wendenkönige. So zeigt man z. B. bei Seeben unweit Salzwedel ein gewaltiges Hünenbette, in dem, wie es heißt, der letzte Wendenkönig begraben sei. In der Lausitz scheint übrigens fast mehr als die bloße Erinnerung im stillen fortgelebt zu haben, wenigstens tauchte hier noch einmal im siebzehnten Jahrhundert die Sage vom alten Wendenkönig auf, und zwar soll der Große Kurfürst selbst davon erzählt haben.

Als er nämlich den Schwiebuser Kreis vom Kaiser als Abfindung für seine schlesischen Ansprüche abgetreten erhielt, wollte er selbst das neu erworbene Land in Augenschein nehmen und bereiste es. „Der Kurfürst," liest man in einem Bericht aus jener Zeit, „kannte das Gerücht, daß die Wenden noch immer in aller Stille ihren König wählten, und derselbe dann, wenn er auch in gewöhnlicher Tracht einherging und wie alle lebte, doch in seinem Hause die Abzeichen der wendischen

Königswürde bewahrte. Da soll denn dem Kurfürsten in einem Haufen von Menschen, die sich, um ihn zu sehen, eingefunden hatten, ein junger Wende durch seine eigenartige Erscheinung so aufgefallen sein, daß ihm jenes Gerücht einfiel. Aber ein alter Wende soll die Entdeckung verhütet haben; denn als er sah, daß der Große Kurfürst auf jenen aufmerksam wurde, gab er dem jungen Mann einen derben Stockschlag und trieb ihn wie einen unbefugt dastehenden Müßiggänger fort, und so blieb, heißt es, die Sache verborgen."

Nr. 12. Über das Sachliche vergl. Schneider in den „Märkischen Forschungen." VI. S. 165 ff.

Nr. 13. Das Volk liebt es, den Mutterwitz zu verherrlichen und überall als triumphierend darzustellen; selbst die größten Männer müssen sich ihm beugen. Wie nach der griechischen Sage Homer im Rätselraten Fischern gegenüber den Kürzeren zog, so spielt auch der alte Fritz in der Volkssage oft eine ähnliche Rolle (s. auch die Zietengeschichten); vergl. die Miscelle „Homer und der alte Fritz" in meinen „Prähistorisch-anthropologischen Studien." Berlin 1884. bei Hertz S. 140.

Nr. 14. Einzelne Geschichten derberer Art habe ich in den „Märkischen Forschungen" VIII. S. 174 f. mitgeteilt.

Nr. 15. Über andere sagenhafte Züge, die sich an die Schlacht von Fehrbellin, namentlich in betr. des Prinzen von Homburg und Froben geschlossen, s. die schon oben Anm. 11 erwähnten „Bilder aus der brandenb.-preuß. Geschichte." S. 26 ff.

Nr. 16. Nach verschiedenen Mitteilungen besonders nach einer vom verst. Kantor Hille in Liepe bei Rathenow.

Nr. 17. „Sie sitzen so dicht beieinander als seien sie gesäet," ist eine volktümliche Redensart, ebenso wie die Rolle, welche der Teufel dabei spielt, an altmythische Vorstellungen anklingt, nach denen „der Teufel", ähnlich wie die

alten Götter, in einer Wolke „wie in einem Sack", der Sage nach, Wesen entrückt oder zur Stelle bringt, wozu auch noch die weit verbreitete Redensart stimmt: „Wo führt dich der Teufel her?" — Auch der tapfere Pfarrer Seegebart von Etzin, der in der Schlacht bei Chotusitz sich seine Lorbeeren erwarb, berichtet in seinem Tagebuch von Reppen, der obigen Redensart entsprechend; „der Adel sei in dem Lande dort gleichsam gesäet, so dicht säße er", und man sage deshalb oft scherzend: „die Adligen wären dort vom Teufel gesäet und, als er über Sternberg gekommen, sei ihm der Sack aufgegangen;" s. Fontane „Märkische Wanderungen. III. 449.

Nr. 18. Der nächtliche Spuk klingt altsagenhaft an.

Nr. 19. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Geh. Reg. Rat Friedel hierselbst.

Nr. 20/21. Die Sage von der „wilden Jagd" stammt aus der Heidenzeit, indem man in dem vorüberrasenden Gewittersturm u. a. einen am Himmel dahintosenden Jagdzug zu erblicken glaubte. Ist so der Kern der Sage uralt, so hat sich in der Scenerie im Lauf der Zeit doch manches geändert. Die Sagen rücken gleichsam dem Leben der Völker nach und, wie sie mit jedem Geschlecht sich erneuen, passen sie sich in den Einzelheiten immer den sich wandelnden Verhältnissen an und werden namentlich, wie es auch bei Anekdoten stattfindet, fort und fort auf neue Persönlichkeiten übertragen. So tritt, wie wir sehen werden, General Sparr wie der alte Schlippenbach an die Stelle des wilden Jägers; die Bredows, Pater Wichmann, Markgraf Hans u. s. w. fahren wie die alten Sturmesgötter über Land und Wasser und dergl. mehr. — Die Keule, welche der wilde Jäger wirft, geht ursprünglich auf den geschleuderten Blitz, der Ruf, mit dem er den Wurf begleitet, auf den Donner, und ähnliche Beziehungen auf das Gewitter treten überall hervor; s. „Der heutige Volksgl.

und das alte Heidentum u. s. w." — Über die angeblich im Gewitter am Himmel gejagten Tiere, s. u. a. Prähist. Studien S. 346, 376.

Nr. 22. In der Berliner Anthrop. Zeitschrift 1894. S. 5ff. habe ich über Eigentümlichkeiten dieser erst neuerdings mir mitgeteilten Sage sowie über den eigentümlichen Namen Mugge für die Kröte besonders gehandelt, vergl. auch Sage 118 „Der Butterstock der Hexe."

Nr. 23. Der Kobold ist der alte heidnische Hausgeist, oft mutwilliger neckischer Art („wie ein Kobold lachen"). In der Mark heißt sonst gewöhnlich der den Leuten allerhand zutragende Geist „Der Drâk"; s. über diese Hausgeister, namentlich auch ihr Auftreten, wie das der Hexen, in Katzengestalt, den unter Nr. 22 angeführten Aufsatz aus der Berliner Zeitschr. für Anthropologie.

Nr. 24. Die Geschichte mit dem Schiffer, der dem Nix gegenüber sich „Selbergedan" nennt, erinnert an Odysseus, der sich bei dem Kyklopen den Namen „Niemand" beilegt, wodurch dann die übrigen Kyklopen, ebenso wie hier die anderen Nixe, getäuscht werden.

Nr. 25/26. Verschiedene Sagen von den „Ungereerschkins" bringt auch aus der Neumark bei „Der Volksmund in der Mark Brandenburg von Engelien und Lahn." Berlin 1868.

Nr. 27. Über die Zwölften und Frau Harke, s. meinen heutigen Volksglauben und die „Märkischen Forschungen" v. Jahre 1887. Bd. XX. — über die Tiere der Frau Harke, namentlich den einäugigen Dachs: Prähist. Studien S. 347, 376, vergl. auch daselbst S. 287. Dem Abzug der Frau Harke entspricht ein ähnlicher der mythischen Frau Berchta im Orlagau (zwischen der Saale und Orle), Grimm Deutsche Myth.[2] S. 253, sowie der Abzug der Zwerge ebenda S. 428, wozu eine Sage bei Heiligensee in der Nähe von Berlin stimmt; s. v. Schulenburg,

wendisches Volkstum Berlin. 1882 S. 169 Anm., vergl. meinen „Ursprung der Myth. u. a." S. 248.

Nr. 28 (29). In der Kirche zu Lehnin hängen noch zwei alte Bilder, von denen das eine sich auf die Ermordung des Abtes, das andere sich auf den geplanten Auszug der Mönche bezieht; s. Sello „über Kloster Lehnin", und über die Sagen 43—45 außer den „Märkischen Sagen" vom J. 1843 auch Kritzinger, Kloster Lehnin und seine Sagen, Lehnin 1876.

Nr. 29. Unter „Rutenschläger" verstand man jemand, der nach Schätzen oder Quellwasser mit der „Wünschelrute" in der Hand suchte und dieselbe danach „schlagen" ließ (indem sie durch eine plötzliche Bewegung die verborgene Stelle angeblich andeutete). — Während sonst norddeutsche Sagen „Venediger" von Zeit zu Zeit erscheinen lassen, um nach den in der Erde verborgenen Schätzen zu suchen, so schreibt man dies in der Mark, namentlich bei alten Kirchen und Kapellen „Mönchen" oder „Jesuiten" zu.

Nr. 30. Auch anderweitig tritt die Geschichte auf, nirgends aber so ausführlich ausgebaut und volkstümlich festgehalten als hier in der Mark; s. Bolte, Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 1888.

Nr. 31. Nach neueren Untersuchungen ist bei diesem Kampfe weder der Kurfürst noch einer seiner Söhne beteiligt gewesen; s. Sello im XIX. Bd. der Zeitschrift f. Preuß. Gesch. und Landeskunde S. 614 ff.

Nr. 32. (s. Anm. 10). General Sparr, ruhmvoller General unter dem Großen Kurfürsten, namentlich von Einfluß in der Schlacht bei Warschau im J. 1656. Sein Grabdenkmal in der Marienkirche zu Berlin.

Zu Sage 62. Wie man noch jetzt von „Alp- oder Mahrdrücken" ganz allgemein redet, dachte man sich früher unter „Alp- oder Mahr" ein gespensterhaftes Wesen, das bei be-

ängstigenden Träumen der Menschen im Spiele sei. Der Glaube ist ururalt und geht unter verschiedenen Formen fast über die ganze Welt; s. Wuttke, Der deutsche Volksglaube der Gegenwart. II. Aufl. Berlin 1869. Schwartz Poet. Naturanschauungen. 1864 bei Hertz. I. S. 62ff. vergl. Schwartz, Indogerm. Volksglaube. Berlin. 1887 bei Seehagen. S. 82. 102. 116. 131f. 192.

Nr. 32a. Das Geschlecht der Uchtenhagen, welches über 300 Jahre in jener Gegend mächtig gewaltet hatte, starb beim Beginn des dreißigjährigen Krieges mit Hans von Uchtenhagen aus, der mit Sophie von Sparr aus dem Hause Trampe vermählt war. — Wie ein ganzer Kranz von Sagen sich an dasselbe und den Schloßberg geknüpft hat, gehört zu denselben auch die Geschichte von dem Erlöschen des Stammes mit einem Knaben und seinem traurigen Ende, wohl eine Legende, die mit ihren Einzelheiten erst aus dem erwähnten Porträt entstand, welches als das letzte redende Zeugnis von der Familie der Uchtenhagen eine besondere Bedeutung zu haben schien. — Zur Sage 68. vergl. oben Anm. 20/21. — Die Scenerien, welche sich in Sage 68. an den Schloßberg knüpfen, erinnern z. T. an die Sagen des Kyffhäusers.

Nr. 33. Auf solche Sagen, wie die folgenden von Markgraf Johann, weist schon im Jahre 1791. Gallus in seiner in Züllichau erschienenen Brandenburgischen Geschichte III. 116. hin, wenn er sagt, es gingen immer noch allerhand abenteuerliche Erzählungen „von den Zauberkünsten Johanns" im Volke um. In den Ruf zauberhafte Dinge zu verstehen war nämlich Markgraf Johann gekommen, weil er durch die Art, wie er der Sterndeuterei Folge gab, den Glauben weckte, er verstände wirklich in der Zukunft zu lesen. — Das Wettzaubern mit den Fischen, welches im Westen der Uckermark vom Suckowschen Kammerherrn, in Nordosten aber auch

von Markgraf Hans erzählt wird, erinnert an ähnliche mythische Wettkämpfe, z. B. Thors mit Utgardloki, der Athene mit Poseidon, des Theseus mit Minos u. s. w. indem im Gewitter verschiedene Mächte, z. B. die Stürme sowie Blitz und Donner, sich einander in allerhand Kraftäußerungen zu überbieten schienen; s. u. a. Poet. Naturanschauungen u. s. w. II. S. 118, 3, 4. Prähist. Studien 494.

Nr. 34. Diese Sage verdanke ich einer Mitteilung des Herrn Pastors Maune in Gr. Dölln. (Das Eingeklammerte ist wohl nicht volkstümlich.)

Nr. 34 a. Entnommen als eine prägnante Form der Sage aus Engelien und Lahn, „Der Volksmund der Mark Brandenburg.“ Berlin 1868 S. 71. Es ist eine alte, aus den Urzeiten stammende Geschichte, die unter verschiedenen Formen im Norden wie Süden Europas auftritt; s. Norddeutsche Sagen Nr. 186. Anm. Poetische Naturanschauungen u. s. w. II. S. 140 f.

Nr. 35. Die Sage knüpft an eine altmythische Vorstellung an, daß Lähmung des Körpers und dergl. durch einen Schlag eines unsichtbaren Wesens einträte, entsprechend der Wirkung des Blitzschlages, hier also von Seiten des wilden Jägers, sonst der Frau Berchta oder der Elbe, bei Homer auch des Apoll, der in seiner Ausstattung mit Bogen und Pfeil *ursprünglich* auch auf den wilden Jäger hinweist. Gebraucht man doch auch allgemein noch den Ausdruck „Hexenschuß“ für einen ähnlichen Zustand und hält in der Sprache auch dieselbe Anschauung fest, wenn man sagt, „der Schlag hat ihn getroffen“ (mhd. der gotes slac, dann gottes hand u. dergl.). Grimm, Myth.[2] S. 254. und 1109. Prähist. Studien S. 407 ff. desgl. meine Schrift „Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer.“ Berlin 1894, S. 6 f.

Nr. 36. In dem Namen „Frick“ hat sich noch der

Name einer alten heidnischen Gottheit erhalten, die in der Uckermark auch in den Zwölften auftritt, gerade wie Frau Harke in den Havelgegenden; s. S. 40, vergl. auch „Heutigen Volksglauben und das alte Heidentum".

Nr. 37. Der Ruf der Wunderthaten Pater Wichmanns ging selbst über die Mark hinaus. So soll auch noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Speisesaal des Dominikaner-Klosters zu Köln a. Rh. ein Bild zu sehen gewesen sein, mit der Unterschrift Frater Nicolaus de Ruppin, das einen Mönch darstellte, der einen großen Wels in der Hand hielt. Die Legende aber ist, der Koch des Klosters, Nikolaus mit Namen, habe einst, als noch am Abend viele fremde Klosterbrüder eintrafen, Pater Wichmann geklagt, der Speisevorrat reiche nicht aus. Da habe dieser ihm geheißen, an das Pförtchen zu gehen, welches nach dem See hinausführe und im Namen des Priors den Fischen zu befehlen, daß einer von ihnen herkäme, um sogleich den angekommenen Gästen zur Sättigung zu dienen. Der Koch habe gethan, wie ihm befohlen, und sogleich sei ein großer Wels zu ihm ans Ufer geschwommen gekommen, welchen er mit den Händen ergriffen und nach der Küche getragen habe, wo derselbe dann zubereitet worden, s. K. Lücke in der Sonntagsbeilage der Norddeutschen Zeitung vom 27. Dezbr. 1885.

Nr. 38. Die Geschichte, welche in der Mark von Zieten und dem alten Fritz erzählt wird, gehört sonst zu den Legenden des Mittelalters von den Wanderungen Christi mit Petrus. Natürlich erhält dort Petrus zweimal die Prügel; s. Wolf, Zeitschr. für deutsche Mythologie. Göttingen 1853. I. 41. II. 13. IV. 50.

Nr. 39. Wie die „alte Frick" in der Uckermark mit der wilden Jagd zieht und in den „Zwölften" dann auftritt, so in der Priegnitz „Frau Gode", in deren Namen sich auch noch

eine Reminiscenz an das Heidentum bekundet; s. die Anm. iu den „Zwölften". — Die Geschichte von der zerbrochenen Deichsel kehrt ähnlich in der Zauche wieder; s. Kuhn, Märkisch. Sagen. Berlin 1843 S. 73, ebenso bei der Frau Berchta, s. Grimm, Myth.[2] S. 253. Es ist ein alter, mythischer Zug, der sich an den Gewitterzug knüpft, bei dem im „krachenden" Donner etwas an dem Gefährt dort oben (dem Donnerwagen) gebrochen zu sein schien, wie man noch im Dithmarsischen beim aufsprühenden Blitz sagt: „Nu faert de Olde all weder da bawen unn haut mit sen Ex (Axt) anne Räd" (um eben an dem Gefährt etwas, was gebrochen ist, wieder ganz zu machen; s. „Heutigen Volksglauben u. s. w." S. 41.)

Nr. 40. Nach Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Berlin. 1883. S. 80 f.

Nr. 41. Über den Werwolf s. Schwartz, Ursp. der Myth. 1860. die im Index angeführten Stellen.

Nr. 42. Derartige Geschichten vom alten Fritz gingen frühzeitig um, wurden sogar im Auslande dramatisch verarbeitet; s. Jahrbücher der preußischen Monarchie. Berlin (bei Unger) v. Jahre 1800 S. 274 f.: „Friedrich der Große auf einem Pariser Theater". Es wird da von einem Stück erzählt, das die Opera comique nationale auf die Bühne gebracht habe, in welchem ein an unsere Sage anklingender Stoff behandelt wird, nur daß die Sache etwas anders gewandt worden und die Klinge nicht von Holz, sondern zerbrochen ist, und zwar zerbrochen, „als der Grenadier in der Schlacht bei *** angeblich einen Hieb auffing, der dem Leben des Königs galt!"

Nr. 43. Schon die Lage von Nobiskrug oder Neu-Ferchau, welches letztere Kuhn wohl mit Recht als „Seelenau" deutet, am Rande der Sumpfgegend des Drömling, erinnert an ähnliche Lokalitäten in Griechenland und Italien, wohin man auch dort den Eingang in die Unter-, bezw. Totenwelt ver-

setzte, z. B. an die Sumpfgegend des Avernus. „Es schienen eben solche Gegenden grundlos zu sein und es somit dort in die Tiefe hinabzugehen.“

Nr. 44. Über den Glauben an Nachzehrer, bezw. Vampyre, habe ich kürzlich gehandelt in der Schrift: „Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Berlin. 1894. bei Seehagen. S. 27.

Nr. 45. In dem Namen „Hackenberg“ oder „Hackelberg“ steckt nach Grimm noch ein Beiname Wodans. Es heißt „der Mantelträger“ und bezeichnet ihn als den in den Wolkenmantel sich hüllenden Sturmgott.

Nr. 46. Eine ähnliche Sage kehrt öfter wieder.

Nr. 47. In ähnlicher Weise wird auch der alte Dessauer in der Sage gefeiert. Namentlich waren die alten preußischen Soldaten, die mit Zieten, dem Dessauer u. s. w. ihre Schlachten geschlagen, die Träger solcher Geschichten; s. meinen Aufsatz „Die Weltgeschichte im Spiegel des Volkstums“ in Weinholds Zeitschr. für Volkskunde. III. Berlin. 1893. S. 126.

Nr. 48. An diese Sage schließt sich die Redensart „Die Katze im Sack kaufen“.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Umschlagdruck von H. S. Hermann, Berlin S.W.